

Patricia

Lucy

Zwei Komtessen.



Inv. 14740.



Zwei Komtessen.

Don

321994

Marie von Ibner-Ischenbach.



Siebente Auflage.



Berlin.

Verlag von Gebrüder Paetel.

1904.

830-6

BIBLIOTECA CENTRALĂ UNIVERSITARĂ
BUCUREȘTI
COTA.....14740.....

1961

RC8/06

L

Alle Rechte, vornehmlich das der Übersetzung in fremde Sprachen,
vorbehalten.

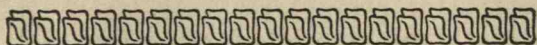
B.C.U. Bucuresti



C20104

Komtesse Muschi.





1.

Schloß Sebenberg,

3. November 1882.

Die Treibjagden sind vorbei, alle Gäste abgereist. Wir langweilen uns wie die Möpfe, und ich hab Zeit, Dir zu schreiben, liebe Nesti.

Der arme Fred ist auch fort.

Er war wieder furchtbar herzig und amüſant, obwohl er ganz unglücklich ist.

Mir ist leid um ihn, aber ich kann ihm nicht helfen. Sein Rahn im Gebirge trägt gar nichts, und man lebt nicht von der Luft, die freilich dort sehr gut sein soll.

Aber ich hab Dir etwas viel Interessanteres zu erzählen und will Dich gleich in milias res versetzen. Lateinisch, meine Liebe! Kommt von

milieu. Wo ich das aufgeschnappt habe? — Gott weiß es. Ich bin halt schrecklich bildungsfähig, wie meine Gouvernante, die arme Nagel, die ich erzogen hab, heute noch behauptet.

Also: spiz die Ohren!

Wie ich gestern die Briefmarken einsammle (für eine Million bekommt man wirklich ein chinesisches Kind, es ist kein Auffixer, Du kannst Dich drauf verlassen und mir ein paar Tausend schicken, wenn Du sie beisammen hast), seh ich darunter eine württembergische.

Wer schreibt uns denn aus Württemberg, Mama? — „Das ist ein Geheimnis,“ sagt die Mama, und ich seh ihr an, daß sie drauf brennt, es auszuschwätzen. Paar Minuten später weiß ich alles.

In seiner Jugend hat Papa in einem Regiment mit dem Grafen Rich-Kronburg gedient. Beide haben sich um die selbe reiche Erbin beworben, und der Schwabe hat sie erobert, und Papa war der erste, der ihm dazu gratuliert hat. So sind sie Freunde geblieben. Und jetzt

schickt der Dynast aus Schwabenland seinen Erbgrafen auf Reisen, und der soll sich in Sebenberg aufhalten und sich bemühen, dem Papa und der Mama zu gefallen und am allermeisten... Wem? hat sie mich erraten lassen und hat mich umarmt, wie die Mütter uns umarmen, wenn sie hoffen, uns bald los zu werden.

Einen Schwaben also, denk Dir! — Wenn ich nur wüßte, wie er ausschaut, ob er nicht gar zu große Füße hat, auf denen er am Nachmittag „zum Bier“ geht mit seinen Beamten.

Nach dem Souper aber, mein Kind, da war es bei uns so, daß ich mir gedacht hab: und wenn er Elefantenfüß hat, ich nehm ihn doch.

Ein Abend ohne Gäste, wie er jetzt manchmal vorkommt in Sebenberg, ist rein zum Auswachsen!

Papa redet sich ein, daß er die Sportzeitung liest, schläft aber. Mama strickt ein weißes Umhängetuch mit Dessins, gebildet durch die herabfallende Asche der Esceptionales, die sie immer im Munde führt. Der Onkel spielt

Festung mit der Singlehrerin, und die Tante löst Silbenrätsel auf mit Fräulein Nagel. — „Das siebenundfünfzigste Wort, Fräulein?“ — „Ein Dorf in Serbien.“ — „Mein Gott, in Serbien! — Es fängt mit einem R an und endet mit einem E.“ — „Bitte um den Meyer.“ — „Ich habe schon nachgesehen, da steht es nicht.“ — „Ich bitte also um den Ritter.“ — Und jetzt fallen sie über den Ritter her.

Das ist Tisch Nr. 1.

Am Tisch Nr. 2, am andern Ende des Saales, spielen „die Kleinen“ mit dem Erziehungsdepartement Pöcherl, und ich sitz auf dem Pouf allein, zwischen dem Alter und der Kindheit, wie Dido auf Karos. Da war ich wieder gelehrt, Du mußt verzeihen, die Langweile macht einen dumm.

Meine Dogge streckt sich und gähnt mich an: — Venez! sag ich ihr, gehn wir auf den Balkon, wir zwei. Vielleicht fliegt zu unserer Unterhaltung eine Fledermaus vorüber. Raum lehn ich am Geländer, wer kommt nachgestiefelt?

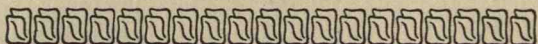
— Papa. Er lehnt sich auch ans Geländer und sagt erst gar nichts. Auf einmal fängt er an: — „Du Raß!“ — „Was, Papa?“ — „Was machst denn?“ — „Ich verhör Fledermäus, Papa.“ Er lacht. — „Ich sag Dir was, aber plausch nicht, hörst?“ — „Nein, Papa.“ — „Wirfst nicht plauschen?“ — „Nein, Papa.“ Er droht mir mit den Augen: — „Auch nicht mit der Mama, verstehst?“ Daraufhin erzählt er mir die Geschichte vom Erbgrafen.

Ich hab mich nur erkundigt, ob die Kronburgs Rennpferde halten. Papa weiß es nicht, glaubt aber eher nein als ja. O weh!

Deine

M u s c h i.





2.

Schloß Sebenberg,

10. November 1882.

Liebste Nesti!

Sei nicht so ungeduldig; ich kann nicht den ganzen Tag am Schreibtisch sitzen und Dir „berichten“, was bei uns vorgeht. Wir sind nicht so weit, wie Du glaubst, von Gratulationen annehmen keine Rede, ich verbitte mir überhaupt alle Sentimentalitäten. Der „Bräutigam“ — Du bist lächerlich, meine Liebe! — heißt Karl, wie unser Kammerdiener, der seit seiner Anwesenheit immer beim Familiennamen gerufen wird. Er ist nicht so groß wie Papa, aber doch eher groß als klein, und hätte ganz hübsche Füße, wenn er nur besser chauffiert

wär. Aber er trägt Stiefel, an der Spitze so breit wie über den Ballen.

Angekommen ist er in so einer Art Waffenrock aus Tuch, den er sich vermutlich eigens zur Reise hat machen lassen, der Arme! Bei welchem Schneider, muß ich erfahren, um alle meine Bekannten vor ihm zu warnen. Ein Unglück ist, daß er Handschuhe trägt, wie ein Weinreisender oder wie die Elegants in deutschen Romanen

Du begreifst, liebes Kind, daß ich noch total unentschlossen bin.

Was köstlich ist, das ist die Liebenswürdigkeit Papas und Mamas. Die machen Geschichten mit ihm — ich sag Dir, zum Pläzen. Papa war sogar am Abend ganz aufgekratzt, und er, den sonst an den Leuten nichts interessiert, als ihre Pferde und Hunde, hat eine große Fragerei angefangen und sich nach der Forstwirtschaft erkundigt, und ob sie in Schwaben verpachten und ob sie viel am Land leben, und wie es mit der Jagd ist, et. z. r. a. Das heißt: und

so weiter. Aufrichtig gestanden, hab ich mir nie merken können, wie man's schreibt.

Der Graf hat recht nett geantwortet, nur geniert er sich noch und glaubt, daß er immer im Imparfait sprechen muß, was highly affektiert herauskommt. Gegen neun Uhr hat es angefangen, recht sad zu werden, da ist aber zu meiner allerangenehmsten Überraschung Fred gekommen, mit seinem Bruder, und mit die zwei Hochhaus. Sie waren auf dem Weg nach Raigern zum Offiziersrennen und haben um ein Nachtquartier gebeten. Ich hab gleich eine Zirkusproduktion arrangiert, mir eine Biererpeitsche kommen lassen und zuerst den Fred vorgeführt, als den in Freiheit dressierten Vollbluthengst Arabi. Es war zum Totlachen, wie er über die Sesseln gesprungen ist und travestiert und gewechselt, und zuletzt mein Sack-
tuch mit den Zähnen vom Boden aufgehoben hat. Dann hat die Nagel ans Klavier gemußt, und die vier Herren haben die Heroldsquadrille zum besten gegeben. Köstlich waren sie! So

liebe Buben! Der kleinere Hochhaus, der herzige Kerl, hat wirklich ein Gesicht wie ein Pferd. Zuletzt ist Fred seinem Bruder auf den Buckel gesprungen und hat sich präsentiert als Mlle. Pimpernelle auf dem großartigen Schulpferd Rob-Roy. Ach, wenn Du das gesehen hättest! . . . Die koketten Augen, die er gemacht hat, und le petit air pincé, und das ruckweise Grüßen mit dem schiefen Kopferl, — man kann sich nichts Späßigeres denken. Wir haben uns königlich unterhalten, auch Papa und Mama. Nur der Graf ist so bocksteif gewesen, daß ich mir gedacht hab: Du kannst mir gestohlen werden, ich laß Dich nicht austrommeln.

Das Schönste an unserer Renzproduktion war, wie der Pips auf einmal genug bekommen hat von der Reitgerte der Pimpernelle und zu Fleiß gestolpert und hingeschlagen ist mit samt seiner Reiterin, daß alles gescheppert hat.

Wir waren ganz echauffiert vor lauter Sachen, und ich hab zur Abkühlung ein jeu d'esprit von meiner Erfindung proponiert. Die

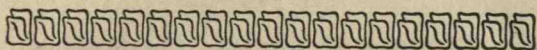
ganze Gesellschaft hat sich um den Tisch setzen müssen, es ist eine Schale voll gestoßenen Zucker gebracht worden, und einer nach dem andern hat seine Nase hineingesteckt. Wie das fertig war, hab ich kommandiert: Eins, zwei, drei! und jetzt hat jeder sich eine Riesenmühe gegeben, den Zucker mit der Zunge von seinem Nasenspißl abzulecken . . . Wer's zuerst getroffen hat, der hat gewonnen . . . Nein, mein Kind, was für Grimassen wir da geschnitten haben, und wie die gute Nagel indigniert war und doch hat mitlecken müssen, — das kann sich niemand vorstellen, der nicht dabei gewesen ist.

Im Anfang war der Papa Sieger, dann Kuni Hochhaus, dann ich — und nur Fred ist bis zuletzt durchgefallen, mit seinem hübschen aufgestülpten Naserl. Er war schon ganz fuchtig, der Arme! Er ist so ein guter kleiner Kerl!

Deine

M u s c h i.





3.

Schloß Sebenberg,

19. November 1882.

Sauf votre respect, meine Beste, Du bist pedantisch wie ein alter Blauschürzen. Mach nur so fort, und Du wirst total schief und fangst noch an, Romane zu komponieren in die Zeitungen.

Ich hab Dir keine Personbeschreibung von ihm gegeben? Na wart, ich will ihn um seinen Paß bitten. Da wirst Du lesen: Blaue Augen, blonde Haare, rötlichen Schnurrbart, Wangen und Kinn rasiert, Mund, Stirn, Nase regelmäßig. Weißt Du jetzt was? Du weißt grad so viel wie früher. Plump? — Nein, plump ist er nicht. Seine größte Schönheit

Ebner-Eschenbach, Zwei Romteffen.

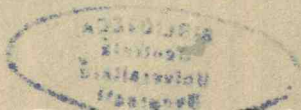
2



10107

sind seine Ohren, die sind klein, fein eingesäumt, dicht angewachsen. Und die Gemütsart? Über die soll ich auch etwas sagen? Je nun, eine gute Gemütsart, ein bisserl still, mit einem Stich ins Altväterische. Aber ich will ihn schon modernisieren, den Armen. Ich hab ihm neulich gesagt, daß sich die Herren bei uns alle Jahr wenigstens ein paar Anzüge aus England kommen lassen und auch ihre seidenen Strümpfe, und daß ein schlecht angezogener Mann in der Welt unmöglich ist. „Wieso?“ hat er gefragt, — „erklären Sie mir das.“ Diese Naivität hat mich geärgert, und ich hab geantwortet: „Das braucht man nicht zu erklären, es versteht sich schon von selbst.“ — „Himmel,“ ruft er, „wenn es Kleider sind, die uns in der Welt möglich machen, wie hoch müssen wir den halten, der sie verfertigt! Man sollte eigentlich nie anders erscheinen, als Arm in Arm mit einem berühmten Schneider.“ —

Hast Du schon einmal etwas so Dummes gehört? sag's aufrichtig.



Gestern haben wir Hasen gehezt. Ich auf meinem Harras war weit voraus, hab mich übrigens um die ganze Jagd nicht geschoren, bin nur so weiter galoppiert, dem Sturm grad entgegen, was ich so gern tu; da kommt ein kleiner Graben, und mein Esel von einem Pferd, hang it! macht einen Satz, als ob's über eine Hürde ging, und ich — ich, Nesti — ich — flieg herunter.

Da lieg ich, und der Harras steht und schnauft mich böß und wildfremd an. Er kennt mich nicht, er glaubt nicht, daß ich's bin, er will schon ausreißen, und ich kann nach Haus zotteln zu Fuß . . . Nesti, mir hat das Herz geklopft . . . Langsam bin ich aufgestanden, daß er nicht erschreckt, und habe immer mit ihm gesprochen: „Harrasserl, bleib da, es war ja nur ein Spaß, Harrasserl,“ und wie er mich wieder anschnauft, erwischt ich glücklich den Zügel und schau mich um und seh keinen Menschen. Gott sei Dank! denk ich mir, führ den Harras in den Graben und will schon aufsitzen — da bricht

er aus und ist nicht zum Stehen zu bringen, denn warum? Er hört den Galopp von einem Pferd, und richtig, muß der Auckuck den Grafen daherschmettern. — „Was ist geschehen, Gräfin?“ fragt er. — „Nichts,“ antwort ich und wende mich ab, damit er nicht sieht, wie ich rot werd. — „Ich habe mir nur etwas am Sattel gerichtet.“ — „All right?“ — „All right.“ Er springt vom Pferd, und ohne ein Wort zu sagen, streckt er die Hand aus, und ich stell den Fuß hinein und laß mich in den Sattel heben, laß mir auch die Falten vom Reitkleid richten und hab immer noch keine Idee, ob er weiß, was mir passiert ist. Endlich zieht er sein Sacktuch aus der Tasche und fangt an, mich abzustauben, und jetzt erst bemerk ich, daß ich voll Erde bin, von der Schulter bis zum Rocksaum.

Du kannst Dir denken, wie mir war.

Gut also. — Der Graf steckt sein Sacktuch wieder ein und sitzt auf, und ich geb dem Harras eins hinauf und spring ihn fünfmal

nacheinander hin und her über den Graben. Aber nicht da, wo er schmal und trocken ist, sondern weiter, wo er breit ist und ganz voll Wasser.

Dann reiten wir zusammen ganz ruhig dem Papa entgegen. Lang hat's gebraucht, bis ich mich hab entschließen können, zu reden; doch hat's ja sein müssen, sonst wär ich den ganzen Tag nicht aus der Unruh herausgekommen. So hab ich denn gesagt: „Ich bitt Sie, sagen Sie niemandem, daß ich vom Pferd gefallen bin.“

Er hat geschmunzelt: „Mein Wort darauf, ich verrate Sie nicht.“

Da waren wir einen Moment ganz gute Freunde, und ich hab mir wirklich schon überlegt — ob ich ihn nicht vielleicht doch nehmen soll. Es hat aber nicht lang gedauert, und jetzt ist mir der ganze Mensch zuwider Liebes Kind, er ist ein alter, pedantischer deutscher Schulmeister . . . Hör nur zu . . .

Wir kommen zur Remise, da raschelt's

drin, knistert, und unten durch die Sträucher
seh ich ein paar kleine bloße Füß. Ein Holz=
dieb! . . . Hei! das ist etwas für mich — den
erwisch ich! . . . Ich geb dem Grafen einen
Wink, stehn zu bleiben, und spreng hinüber
zu dem Durchschlupf, den das Gefindel sich im
Holz gemacht hat . . . Dort paß ich auf . . .
Richtig — nicht lang, und mein lieber Spitz=
bub kriecht heraus und zieht einen ganzen
Pack Reisig hinter sich her . . . Er guckt, sieht
mich, schreit wie ein Has und rennt, was er
kann, dem Dorf zu. — Ich ihm nach, hab
ihn natürlich gleich, bück mich, reiß ihm sein
Mützel herunter und sag ihm, er soll ins
Schloß kommen, sich's holen. Jetzt hat er die
Geschichten gemacht, die man kennt, geslennt,
gebettelt, sich niedergekniet, bis mich's gelang=
weilt hat und ich ihm endlich sein Mützel ins
Gesicht geworfen hab . . . Und was hat er
dann getan? Eine lange Nase hat er mir
gemacht, war auch noch so frech, sein Bündel
aufzuheben und damit Reißhaus zu nehmen.

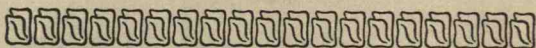
Ich hab ihm wirklich nachsetzen und ihn durchwischen wollen, aber da ist der Graf daher geritten mit einem ellenlangen Gesicht und hat die Impertinenz gehabt, mir zu sagen: „Sie sind ja ein vortrefflicher Waldhüter.“ — „Wird bei Ihnen der Wald vielleicht nicht vor Diebstahl behütet?“ hab ich ihn gefragt. — „O ja,“ hat er geantwortet, „nur überlassen wir diese, doch eigentlich untergeordnete Beschäftigung unsern Hegern.“

Wenn ich jetzt darüber nachdenk, find ich die Antwort nicht einmal gar so grob, aber wie er mich dabei angeschaut hat, und daß ich mir so dumm vorgekommen bin — — —

Deine

M u j c h i.





4.

Schloß Sebenberg,

28. November 1882.

Wir sind wieder gut zusammen. Wir sind gut worden durch meine jungen Kattler und durch das chinesische Kind. Du mußt wissen, meine Liebe, daß Papa seit der Ankunft des Grafen ganz furios ist. Er, der mir schon, wie ich sechs Jahr alt war, ein Pony geschenkt und mir erlaubt hat, Hunde zu haben, so viele ich will, rumpelt mich jetzt alle Augenblick an: — „Weißt denn von nix zu reden, als von die Pferd? . . . Wenn ich nur wüßt, — wo die die Passion für die Hund her hat?“ . . . Und die Mama sagt: — „Die Muschi muß halt alles übertreiben,“ — und steckt sich eine

Zigarre ins Gesicht, die neunte seit dem Frühstück. Ich zähl sie manchmal per Spaß. Das End vom Lied war, daß Papa, wie meine Pinkerl jetzt ins Wochenbett gekommen ist, gedroht hat, er wirft die Jungen beim Fenster hinaus, wenn er sie im Schloß sieht. Da ist mir also nichts übrig geblieben, als die ganze Wirtschafft in der Bibliothek zu etablieren. Dort kommt nie eine Seele hin, und die Hunderln bleiben doch in meiner Nähe.

Sie sind zum Fressen herzlich und wohnen exzellent in ihrem Korb unter dem Tisch, der vor dem Kamin steht, und über den der Teppich bis auf den Boden herunterhängt. Dreimal im Tage besuch ich die Alte und bring ihr eine Milch.

Heut früh große Freude. Zwei Hunderln machen schon die Augen auf. Ich gratuliere ihrer Mama und sag: Ist's nicht gefällig, Bewegung zu machen, Sie Faulpelz Sie! Auf, auf! — Aber die Pinkerl reckt steife Haxeln und fangt an zu bellen . . . Und ich in Todes-

angst, pack ihre Schnauze und halt sie ihr fest zu und droh ihr: — Sei still, sonst find deine Jungen hin!

In diesem Moment lacht jemand und wünscht mir einen guten Morgen . . . Du weißt den Fauteuil im Fenster, der seine große Lehne dem Kamin zugehrt. Auf dem Kniet der Graf, stützt die Arme auf die Lehne und schaut heraus wie aus einer Loge.

Hol Dich dieser und jener, Du Polizeispizl! hab ich mir gedacht, und die folgende Konversation hat sich entsponnen:

Jch: Wie find denn Sie hereingekommen?

Er: O, ich war lange vor Ihnen da.

Jch: So? und was haben Sie da gemacht?

Er: Ich habe gelesen.

Jch: — Gelesen? . . . Wenn Sie glauben, daß ich mir solche Bären aufbinden laß, irren Sie sich.

Er: Mich wundert Ihr Zweifel. Warum soll ich nicht gelesen haben?

Jch: An so einem Tag? Wenn man auf die

Jagd reiten könnt? — da müßt man doch Tinte geoffen haben.

Er (springt vom Fauteuil herab und kommt auf mich zu mit einem zuwiderm Gesicht): Ihre Meinung von dem Vergnügen, das man aus Büchern schöpft, scheint sehr gering zu sein.

Ich: Darauf können Sie Gift nehmen.

Er (sein Gesicht wird immer zuwiderer): Um keinen Preis! dazu ist mir mein Leben viel zu lieb.

Ich: Mein Ehrenwort — Sie riskieren nichts.

Er (wie ein alter Professor, der examiniert): Sie befassen sich wohl nur wenig mit Lesen?

Ich: Just so viel als nötig zur Abbüßung meiner Sünden und zur Übung im Englischen.

Er (mit einer Art väterlicher Fürsorge, die mir lächerlich vorkommt, und mit einer Strenge, die mich ärgert): Und im Französischen üben Sie sich doch auch?

Ich: Auch.

Liebes Kind, ich bin rot geworden, weil mir das gewisse Buch eingefallen ist, das mir Fred im vorigen Winter verschafft hat, und aus dem ich Dir nicht einmal hab erzählen wollen, so schön Du auch gebeten hast.

Er: Sie kennen die neuen Pariser Sittenschilderungen?

Ich (schon recht ungeduldig): Ich könnt sagen nein, und Sie würden mir glauben, aber mich langweilt's, zu lügen, und ich sag ja, weil ich ein ehrlicher Kerl bin.

Er (schaut mich an, eine ganze Weile; gar nicht mehr böse, aber ordentlich traurig, und brummt): Schade! . . . Ehrlicher Kerl ist übrigens prächtig . . . Sagen Sie mir, lieber Freund . . . verzeihen Sie! ich wollte sagen, verehrte Gräfin, lesen Sie nie ein deutsches Buch? es gibt deren wunderschöne.

Ich: Von Goethe und Schiller —, o, ich weiß . . .

Nesti, eine ungeheure Langeweile hat mich angegähnt — ich hab uns schon sitzen gesehn, wie das junge Ehepaar auf den Bignetten der illustrierten Zeitungen. Er — vorlesend, natürlich aus dem Schiller, ich, „sinnig lauschend“, schmiege mich an seine Schulter, und das Bébé auf dem Arm eines „Mädchen für alles“, das blättert schon in einem Family-Goethe . . .

Wenn er sich unsre Häuslichkeit vielleicht so vorstellt, hab ich mir gedacht, das will ich ihm gleich austreiben, und wie er sehr empfessert fragt: „Sie kennen Goethe und Schiller?“ antworte ich resolut — „Peuh! mit dem Klassischen lassen Sie mich aus, ich habe immer gehört, daß der Goethe unmoralisch ist, und der Schiller, der ist mir doch gar zu geschwollen.“

Enfoncé! ein für allemal! Wir haben dann von andern Sachen gesprochen, hauptsächlich von den Rattlern, die er „reizend“ findet, und geschworen hat, nicht zu verraten. Auch war er recht nett, wie ich ihn gebeten

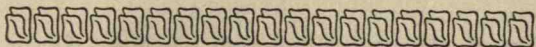
hab, Briefmarken für mich zu sammeln. Es hat freilich eine Weile gedauert, bis er begriffen hat, was ich damit will, und daß man sie nach China schickt, wenn man eine Million beisammen hat, und dafür ein Kind kaufen kann. „Und was wollen Sie mit dem Kinde anfangen?“ hat er gefragt. Ich hab ihm erzählt, daß ich es taufen lassen werd und erziehen zu einem kleinen Bedienten, der bei Tisch hinter meinem Sessel steht in einem gelben Kleid und mit einem langen Zopf und mir die Teller wechselt.

Der Graf hat sehr gelacht (man muß ihn gern haben, wenn er lacht) und mir die Hand tüchtig geschüttelt und gesagt — gut denn! dabei will ich mithelfen, das ist wenigstens eine ideale Bestrebung. Addio.

Deine

M u j a i.





5.

Schloß Sebenberg,

6. Dezember 1882.

Du kannst mir's hoch anrechnen, daß ich Dir heut noch schreibe, es ist zwei Uhr, und ich bin hundsmüd. Ach, meine Liebe, was gibt's bei uns für eine Hez! Der Fred und die andern Herren sind von Raigern zurückgekommen und haben einige Offiziere mitgebracht. Die alte Marheim mit ihren vier Töchtern ist auch da, und der Teich ist dick gefroren, und der Schnee liegt Kasterhoch.

In der Früh sind wir im Stall und auf der Reitschul, nach dem luncheon kutschieren wir im Schlitten herum und laufen auf dem Eis, am Abend spielen wir kleine Spiele oder

tanzen oder ruhen uns auch nur aus. Cloclo kokettiert, was Zeugs hält, mit dem Grafen (ich lach mir im Stillen den Buckel voll). Miki hat noch immer ihre unglückliche Liebe für Fred, und die Kiki und der Pips, die setzen's durch, die kriegen sich. Was sollen die Eltern anfangen, wenn die Kinder nicht nachgeben? Ein Unsinn freilich, so eine Rittmeisters-Menage. Mein Gusto wär das nicht, aber die zwei Narren antworten auf jede vernünftige Vorstellung, daß sie sich lieben. Als ob es einen dümmern Grund geben könnt, einander unglücklich zu machen.

Der Graf sticht von den andern Herren kaum mehr ab. Er macht alles mit, seine Faxen und tiefen Komplimente hat er aufgegeben, er wird noch ganz tschink werden — und Du mußt wissen, meine Liebe, ich habe mich entschlossen — ich nehm ihn.

Fred, der natürlich gleich weg gehabt hat, was der Besuch des Grafen heißen soll, benimmt sich so gescheit, daß man ihn gar nicht

genug loben kann. Er ist halt ein braver Mensch. Du erinnerst Dich, wie er im vorigen Fasching für mich montiert war, und doch — damals kein Wort, das mir hätte das Herz schwer machen können, und jetzt auch nicht.

Heut früh longier ich ein Fohlen, Fred führt die Peitsche und sagt: — „Wie gefällt Ihnen der Graf? mir gefällt er. Er hat eine Million Mark alle Jahr.“ „— Und nicht einmal einen Rennstall,“ sag ich. Drauf hat er mich angeblinzelt mit seinen pffiffigsten Augen und geantwortet: — „Das wird bald anders werden. — Wenn Sie dann einen Master first rate brauchen, denken Sie an Ihren Freund in Rahn im Gebirge . . .“

Ich glaub's, daß ich an ihn denken werde! Er soll der erste sein, den ich nach Schwaben einlade, daß er mir die Leut dort tüchtig aufmischt.

Good night, Kesterl, ich schlaf schon . . . den Moment war ich noch munter, aber jetzt hab ich an die vortreffliche Clara Marheim gedacht, und der Gähntkrampf ist da . . . „Meine

unelegante Tochter," wie die Alte sie nennt, weil sie sich nicht mehr geniert und schon die Hoffnung aufgegeben hat, sie anzubringen, „meine unelegante Tochter“ ist fader denn je. Die könnt einen Major heiraten, meinethwegen einen von der Infanterie, die lebt von der Gage! . . . Sie will heuer nicht mehr in die Welt gehn, sie findet dort kein Vergnügen. Das wird wohl heißen: keine Tänzer. Sie ennuyiert ja alle Leute mit ihrer Maulsperre und ihrem ewigen Rotwerden.

Sie ennuyiert auch den Grafen, der mit ihr gar nicht so lustig ist wie mit uns . . . Übrigens behauptet er, daß sie schön ist. Ja, ein Bild ohne Gnaden; ich mag diesen Genre nicht, er erinnert an die Statuen, bei denen wir mit niedergeschlagenem Blick vorbeizugehen haben, in Gegenwart der Mamas . . . die armen Mamas! wenn die wüßten, was wir wissen! . . . Stell Dir vor, daß der Graf auch böshaft sein kann; er hat die Clara steigen lassen vor uns allen und sie un-

bändig gelobt über ihre Reiterei. Wir haben uns gewunden vor Lachen, und sie hat sich geschämt, ach geschämt! . . . und ich bin aufgesprungen, hab ein Buch in die Hand genommen und ernsthaft gesagt: „Ich werde die Ehre haben, vorzutragen ein Couplet,“ und hab gesungen: „Nur langsam voran, nur hübsch langsam voran, daß sie uns nur ja nicht herabplumpsen kann —.“

Gute Nacht, ich fall um, mein Abendgebet werd ich erst morgen früh machen . . . Und, denk Dir, der Graf hat gesagt: „Sie haben eine scharmante Stimme, wie schade, daß Sie nicht singen lernten . . .“

Über dem „lernten“ bin ich gestern eingeschlafen, die Feder ist mir aufs Papier gefallen, und Du bekommst einen Brief mit Schweinderln garniert.

Ich hab Dir etwas Köstliches zu erzählen von der edlen Clara. Sie schwärmt für den Grafen und hat mir gestern eine Predigt gemacht. — „Mit diesem“ — ach, ein

Schwung war in dem „diesem“, und ihre Augen sind in bengalischem Feuer gestanden — „mit diesem Mann solltest Du doch anders umgehen, liebstes Herz! Du solltest doch mit ihm nicht die selben Gespräche führen wie mit Deinen Snobs. Du gefällst ihm, das sieht man, und wie sollte es auch anders sein? Aber man sieht doch auch wieder, daß er manchmal förmlich erschrickt über Deine Reden und Manieren . . .“

Und jetzt ist sie losgegangen gegen die Stallpassion, die Jockey-Ausdrücke und gegen die Frivolität und die Lefescheu und die Denkscheu, und was weiß ich! . . . Ich bin by Jove! keine Stubenmädelnatur, alles was der Übelnehmerei gleich sieht, ist mir ekelhaft. Wie sie mir aber die Sachen so heruntergeputzt hat, die mir lieb und teuer sind, da ist meine Geduld — sie war von jeher fadenscheinig — wurzab gerissen. Ich hab ihr zuerst eine Grobheit gesagt, und dann, sie soll sich heimgeigen lassen. Da hat sie genug gehabt und ist abgezogen wie ein begoffener

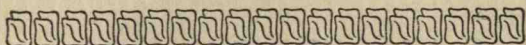
Budel. — Und ich hab mich gleich in der ersten Furie hingesezt und hab sie gezeichnet, wie sie thront in ihrer Näh- und Strickschule, die sie sich zu Haus eingerichtet hat. Unter jedem Arm hat sie ein Buch und in einer Hand eine Rute und in der andern einen Strumpf — ohne Zwickel. Und auf der Nase, die aussieht wie ein Trampolin, tanzt ihr ein kleinwinziges Schulkind herum. Im Salon hab ich die Karikatur kursieren lassen, und jeder hat, verstohlen natürlich, gekichert, und die Nagel hat das neue Malheur deploriert, wär aber bei einem Haar herausgeplakt. Der Clara selbst, der hat das Bild den größten Spaß gemacht, was gar nicht meine Absicht war, und der Graf war ganz erstaunt über mein Talent und hat mich versichert, daß es sehr zu beklagen ist, daß ich nicht zeichnen gelernt habe. Den Rest des Abends hat er sich der Clara gewidmet und mit ihr gesprochen — vermutlich über ihre Nähschule, der Arme!

Deine

M u s s i.

Ich mache meinen Brief wieder auf, um Dir anzukündigen, daß mich der Graf um eine „Unterredung“ gebeten hat. Jetzt wird's Ernst. Die Eltern sind selig. Ich telegraphiere Dir, wann die Verlobung deklariert werden darf.





6.

Schloß Sebenberg,

28. Dezember 1882.

Ja, meine Beste, wir kommen bald nach Wien, und ich freu mich damisch, Dich wiederzusehen. Ich freu mich auch auf den Fasching, — schad, daß er heuer so kurz ist, man wird sich nicht einmal austanzen können, und ich hab rechte Lust, mich wahnsinnig zu unterhalten. Leider wird Fred nicht da sein; er bringt den Winter in Old-England zu, hat dem Papa neulich von dort geschrieben und sich entschuldigt, daß er keinen Abschiedsbesuch gemacht hat. Papa ist böß, weil ihn Fred beim letzten Pferdehandel übers Ohr gehaut hat, — als ob das . . .

Grad kommt Dein Brief, der dritte, in dem Du mich mit Fragen bombardierst. Begreif doch endlich, daß ich Dich hab anlaufen lassen! Wie kannst Du nur denken, daß ich mich nach Schwaben setzen werd, wo die Herren Hausväter sind aus Beruf und die Frauen Socken flicken aus Überzeugung . . . Eine Unterredung haben wir freilich gehabt, der Graf Karl und ich, aber ganz anders war sie, als Du Dir einbildest.

Er hat damit angefangen, daß ihm der Aufenthalt bei uns unvergeßlich sein wird, daß er ganz neue Eindrücke empfangen, eine ganz neue Welt kennen gelernt hat.

„Dafür, daß sie Ihnen ganz neu war, haben Sie sich recht prompt hineingeschickt,“ hab ich ihm geantwortet.

„Kein Wunder, wenn man einen solchen Führer hat wie Sie, ein solches Vorbild in allen ritterlichen Künsten und Übungen.“

„Soll das vielleicht ein Wiß sein?“

„Durchaus nicht, ich kehre reicher, als ich kam, zu meinen Penaten zurück.“

„Wohin?“

„Zu meinen Hausgöttern.“

„Aha!“

Darauf ist die „Unterredung“ in eine Stockung geraten, ich hab sie aber wieder in Gang gebracht mit der Frage, worin der Gewinn besteht, den er bei uns gemacht hat.

„— In einem Freunde!“ hat er ausgerufen, „einem jungen, lieben, verlässlichen Freunde, der sich Gräfin Muschi nennt.“

„Pardi!“ sag ich, und er nicht faul, ergreift meine Hand, wird feuerrot, und seine Stimme wackelt.

„Einen Freund, auf dessen Hilfe und Unterstützung ich zähle in der wichtigsten Stunde meines Lebens.“

„Was ist das für eine Stunde?“

„Diejenige, die über das Wohl oder Weh aller, die für mich noch kommen sollen, entscheidet . . ., diejenige, in der Sie die Gnade

haben wollten, anzufragen bei —“, und jetzt ist ihm die wacklige Stimme ganz umgekippt.

„Bei wem soll ich anfragen? Bei mir selbst vielleicht?“ rutscht es mir heraus . . . , aber zum größten Glück hat er in seiner Agitation von dieser bévue nichts gemerkt, sondern geantwortet:

„Bei Gräfin Clara Narheim.“

Da muß ich riesig verdutzt dreingeschaut haben, weil er gerufen hat:

„Sie sind nicht einverstanden? . . . Es ist zu spät? Gräfin Clara ist nicht mehr frei?“

Nesti, jetzt ist mir ein Seifensieder aufgegangen, und ich hab gesagt: „What a sell!“ worüber der arme Graf Karl in neue Bestürzung geraten ist und mich beschworen hat, aufrichtig zu sein und ihm nur zu gestehen, daß er sich die Sache aus dem Kopf schlagen muß . . . Es wäre ja auch ein Wunder gewesen, wenn ein Kleinod, wie die Clara, nicht schon längst einen Bewerber gefunden hätte, und daß er ein Tor gewesen ist, auf ein solches Wunder zu hoffen.

„Chineser!“ denk ich und sag: „Gar kein Tor! Ich kenn die Clara auswendig. Der hat noch nie jemand die Cour gemacht.“

„Ist's wahr? Ist's wahr?“ . . . (Er küßt mir stürmisch die Hand.) „Und sie? Interessiert sie sich nicht etwa für jemand . . .“

„Keine Spur! So unpraktisch wird man doch nicht sein, sich für Leut zu interessieren, die sich nicht um einen kümmern. Das gibt's nicht.“

Er hat tiefmüchtig aufgeseufzt. „Sie ahnen nicht, wessen ein Mädchen fähig ist, das, zu Ihren Kreisen gehörend, den Mut hat, unelegant zu sein.“

„Mit dem Mut lassen Sie mich aus, er sieht dem wirklichen so ähnlich wie der Galgenhumor der guten ehrlichen Lustigkeit.“

— „Ich weiß doch nicht, es kann ja einen höheren Standpunkt geben als den Ihrer Welt.“

„Das ist der Trost für alle, die aus ihr ausgeschlossen sind.“

„Gönnen Sie ihn den Armen, die müßten

sonst verzweifeln," sagt er, lacht mich gutmütig an, und auf einmal ist er wieder dafig worden und hat mir nicht genug rekommandieren können, unvermerkt aus der Clara herauszuquetschen, ob er ihr nicht unsympathisch ist.

Ich hab ihm geantwortet, daß ich mir die Müh ersparen kann, und daß keine Red ist von unsympathisch sein.

„Und Sie glauben, ich dürfte hoffen, mit der Zeit . . .“

„Mit der Zeit? Heut, wenn Sie heut anfragen.“

„Gräfin!“

„Was wundert Sie denn so? Es wird der Clara nicht einfallen, Ihnen einen Korb zu geben. Wann hätte die sich's träumen lassen, daß sie eine Partie machen wird, wie Sie eine sind?“

„Ach — Partie?“ wiederholt er ganz breitgeschlagen — „wenn nur darum . . . Dieser konnten Sie mich nicht entmutigen, als Sie es mit dem einen Worte taten.“

Aus lauter Entmutigung hat er dann eine Masse geredet von Liebe, Verständniß, Übereinstimmung der Charaktere, und daß in der Ehe gar nichts so wichtig ist wie diese Sachen. — Ein armer Teufel, der nichts Gutes kennt, und der vom Wert des Geldes keine Idee hat, hätte nicht anders sprechen können.

Schrecklich sonderbar! Es ist mir nicht wie ein Unsinn vorgekommen, wenigstens nicht die ganze Zeit; es waren Momente, in denen ich gedacht hab, vielleicht hat er wirklich nicht so unrecht, vielleicht kommt es wirklich mehr darauf an, daß die Menschen, als daß die Verhältnisse zu einander passen. (Freilich färben halt die Verhältnisse gar so ab auf die Menschen, die in ihnen stecken!) Und weiter hab ich mir gedacht: Du bist gut und gescheit, und ich bin nicht böß und nicht dumm, warum sollten wir zwei nicht zu einander passen? . . . Wer weiß, ob ich recht hab, dir da den Freitwerber bei der Clara zu machen. Aber diese Anwandlung ist gleich vergangen — ich hab mir die Glück-

seligkeit der Clara vorgestellt, und was für ein Jux es sein wird, sie zu fragen, ob sie den Grafen will. Hab mich auch an alle die Streiche erinnert, die ich ihr schon gespielt hab, und an ihre schlecht belohnte Freundschaft für mich, und hab meine biedere Rechte ausgestreckt und gesagt: „Topp! Schlagen Sie ein. Ich hol Ihnen die Erlaubnis, sich das Jawort zu holen. Alles in allem genommen, die Clara paßt zu Ihnen; sie hat immer gesagt, daß man beim Heiraten mehr auf den Bräutigam schauen soll als auf den unnummerierten Fiaker.“

Meine roten Sportshände sind schon oft geküßt worden, aber so brennheiß wie damals vom Grafen doch noch nie.

Genug, Nesti: alles war köstlich. Die Perplexität der Clara ungeheuer, und wie sie zuerst Nein gesagt hat aus Demut und Discretion; und wie der Graf dann erst recht ins Zeug gegangen ist und geschworen hat, man könne überhaupt nur Eine heiraten, die einen nicht nimmt. Die Wonne der Casa Arheim

mal Du Dir nur selber aus. Weniger heiter waren meine Alten. Die Mama hat an dem Tag ihrer neunzehn gedampft. Und der Papa hat mich angeschnauzt:

„Du, Raß!“

„Was, Papa?“

„Du bist eine Gans.“

„Familiengeheimnis, Papa! Wenn Du's verratest — Dein eigener Schaden.“

Vor drei Tagen ist der Graf nach Haus gereist, um alles zum Empfang der jungen Frau herrichten zu lassen, die er sich im Fasching abholen kommt. Bald nach ihm sind die Marheims abgefahren . . .

Beim Abschied des Brautpaars war, Gott sei Dank, keine Flenneri. Sie sind lang gestanden, Hand in Hand, und er hat sie angeschaut, als ob er sagen möcht: Verlaß Dich nur auf mich, und sie hat in dem selben Dialekt geantwortet:

Unbedingt.

Es war ein hübscher, *comme-il-faut-er*

Abschied, und ich hab mir gedacht . . ., aber wozu soll ich Dir alles auf die Nase binden, was ich denk. Leb wohl, mein liebes Wesen, und merke Dir: es ist nicht immer so angenehm, als man glaubt, eine Sportskomteß zu sein.

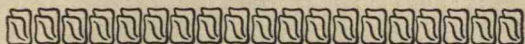
Deine

M u s c h i.



Komtesse Paula.





Gestern nach dem Theater kamen eine Menge Leute. Er war da, stiller und schweigsamer denn je. Er bekommt schon sehr bald einen andern Posten und muß fort, — wahrscheinlich nach Serajewo.

Meine Freundinnen meinen, das sei für ihn gerade die rechte Station. Sie haben kein Herz — für einen Menschen, den sie unelegant finden, haben sie kein Herz.

Gräfin Albertine sprach lange mit dem französischen Sekretär, neben dem er stand. Ich hörte den Sekretär sagen, unsre deutsche Literatur, die sonst so reich ist, leide empfindlichen Mangel an Memoiren. Der Gräfin war das alles eins; sie erwiderte nur: „Ah!“ und

lächelte so freundlich, als ob man ihr die größte Schmeichelei gesagt hätte. Er aber, der mir so gut gefällt, und den ich so hoch stelle, er, der so gescheit und patriotisch ist, sprach: „Das ist leider wahr.“

Also wahr! dachte ich, der Franzose hat recht, — in mir reifte ein Entschluß.

Wenn ich nicht heirate — und ich heirate nicht, nie! —, sitz ich da und habe keinen Beruf. Wäre das nicht einer und ein ganz schöner, sich nach bescheidenen Kräften zu bemühen, einem empfindlichen Mangel abzuhelpfen?

Ich will's versuchen. Mir ist ordentlich feierlich zu Mute. Mit Gott!

Meine Memoiren.

Am 15. Mai 1865 bin ich zur Welt und meinen Eltern recht ungelegen gekommen. Meine Schwester war schon Braut; mein Bruder bereitete sich auf die Maturitätsprüfung vor. Das ganze erste Jahr soll mich mein guter Papa nicht angeschaut haben. Ich machte mir

aber nichts daraus und wurde groß und dick. Groß bin ich auch jetzt, aber dick, Gott sei Lob und Dank, nicht mehr. Und mein guter, alter Papa, wenn er mich wirklich einstmals nicht gemocht hat, jetzt verspürt man davon nichts mehr. Alles tut er mir zu Liebe, und ihn erst um Erlaubnis zu bitten, habe ich mir nachgerade abgewöhnt; ich bekomme ja doch keine andre Antwort als: „Do whatever you like.“

In meiner Kindheit war ich fast immer allein, erst mit einer Kinderfrau, dann mit meiner Gouvernante, die ein Engel war und von irdischen Dingen nicht viel mehr gewußt hat als ein Engel. Von der Botanik, unter anderm, wußte sie eigentlich nichts. Fragte man sie, wie der Rittersporn auf Französisch heißt, gab sie zur Antwort: „C'est le coucou bleu,“ und die Butterblume war bei ihr „le coucou jaune“, und das Blümchen Augentrost war „le coucou blanc“. Sie hielt alle Blumen, namentlich die Feld- und Wiesenblumen, für „coucous“ von verschiedenen Farben. Übrigens

hatte sie ein Recht, bei meinem Unterricht nicht allzugründlich vorzugehen, und berief sich oft darauf, daß mein lieber, teurer Papa sie mit der ausdrücklichen Bedingung engagiert habe, er wünsche für seine Tochter eine gute „oberflächliche“ Erziehung. Die ist mir denn auch zuteil geworden.

So habe ich lange Zeit geglaubt, die Weltgeschichte zu kennen, von einem Ende zum andern. Da bemerke ich auf einmal, daß mir Madame Duphot, auf Wunsch Mamas, ein ganzes Zeitalter eskamotiert hat, — das der Reformation. Sie wollten vor mir den Luther geheim halten! Ich habe ihn aber entdeckt, — im elften Bande von Schloßers Weltgeschichte, der zufällig vergessen wurde und liegen blieb, als man sich entschloß, mit den alten Büchern meines Bruders aufzuräumen und alle zum Antiquar spedierte.

Verzeih mir's Gott, wenn ich eine schlechte Katholikin bin, aber ein solches Scheusal scheint mir der Doktor Luther nicht zu sein, daß man

von ihm nichts wissen dürfte. Eine so freigeistige Ansicht sprach ich natürlich vor meiner frommen Duphot nicht aus; um ihre Ruhe wär es geschehn gewesen, und sie hätte alle ihre armen Moneten hingegeben, um Messen lesen zu lassen für mein bedrohtes Seelenheil. Dem Herrn Kaplan jedoch, dem hab ich's gestanden in meiner nächsten Beichte. Er hat mir ein Bußgebet mehr aufgegeben als sonst, — das war alles. An seiner gewohnten Ermahnung änderte er nichts, auch nicht den Satz, mit dem er immer schloß: „Und dann sagen Sie: Lieber Gott, ich danke dir für alle Gnaden, die du mir erweistest und meiner hohen Familie.“

Ich habe das von jeher sonderbar gefunden und eigentlich nicht passend zu dem Tone, in welchem wir zu Gott sprechen sollen, der von „hohen“ Familien nichts weiß, vor dem wir alle gleich sind.

Dieser Punkt war nicht der einzige, in dem der Herr Kaplan mir Gelegenheit gegeben hat, mich über ihn zu wundern. Er hatte in

wissenschaftlichen Dingen Ansichten, die niemand mit ihm theilte, außer höchstens Madame Duphot und ich, und selbst wir nur eine zeitlang.

Ein Beispiel!

Meinen Unterricht in der Geographie erhielt ich von ihm, und wir fingen gleich bei der mathematischen an, weil das die schwerste ist, und, wenn man sie einmal im Kopfe hat, alles übrige einem ganz leicht vorkommt. Da theilte unter anderm der Herr Kaplan uns mit: „Am Nordpol ist es kalt, und am Südpol (freilich sprach er „Sied“), — am Südpol, meinetwegen, — heiß.“ Im Augenblick leuchtete uns das ein. Nachträglich aber stiegen in mir Zweifel auf, denn ich ersah aus meiner Sprachlehre, daß „Süd“ und „Sieden“ miteinander gar nichts zu tun haben.

Nun habe ich genug von meinen Studien gesprochen und gehe über zu meinem Familienleben.

Es war das glücklichste. Wenn's Früh-



jahr ward, zog ich mit meiner Duphot nach Trostburg aufs Land, und zur Jagdzeit kamen meine Eltern auf mehrere Wochen dahin.

Lange bevor die Sonne aufgeht, wird es schon licht, und lange, bevor ich meine Angebeteten da hatte, war mir die Seele hell vor freudiger Erwartung. Nach ihrer Ankunft konnte es natürlich nicht genau so zugehn, wie ich es mir eingebildet hatte. Die vielen Gäste, die fast zugleich mit ihnen einzogen, nahmen sie sehr in Anspruch, und gingen die Gäste, dann gingen auch sie. Wir begleiteten sie zum Wagen, Madame Duphot und ich. Papa umarmte mich mit innigster Zärtlichkeit, und Mama erlaubte mir, ihr das kleintwinzige Hündchen nachzutragen, von dem sie sich niemals trennte. Unter dem Vorwand, es ihr auf den Schoß legen zu müssen, stieg ich in den Wagen, nahm sie um den Hals und küßte sie nach Herzenslust. Man kann sich denken, ob das wenig war! . . .

Sie fuhren fort, und Mama winkte mir

eine Weile noch zurück mit ihrer lieben Hand. Wenn ich sie vom Hofe aus nicht mehr sehen konnte, lief ich ins Turmzimmer und wartete am Fenster, bis die Equipage, nur noch so groß wie ein Würmchen, am Hohlweg erschien, durch den sie fahren mußte, um zur Eisenbahnstation zu gelangen. Und noch eine halbe Stunde, und eine dicke, weiße Wolke glitt am Horizont vorbei und löste sich langsam in Flocken und Streifen auf. Und jetzt wußte ich: sie sind fort; diese Wolke hat der heiße Atem der Lokomotive, mit dem mein Liebstes auf Erden davonsaugt, in die Luft geblasen.

Nach einem solchen Abschied habe ich immer noch bis zehn Uhr — tief in die Nacht hinein, wie ich damals meinte — in meinem Bette geweint, am nächsten Morgen aber schon angefangen, mich zu freuen auf das Wiedersehen in Wien.

Dort ging es mir noch viel besser. Papa kam sehr oft auf mein Zimmer, mich zu besuchen; Mama ließ mich in den Salon rufen,

wenn fremde Leute da waren, die mich zu sehen wünschten; fast täglich begegneten wir uns im Prater, und — Gott weiß es! — etwas Angenehmeres konnte mir nicht begegnen. Auch Mama freute sich immer, und um so mehr, je hübscher ich angezogen war. Ich bemerkte, daß sie mich am liebsten hatte, wenn ich mein graues, mit Pelz verbrämtes Samtkleidchen trug. Fiel es meiner guten Duphot einmal ein, mir ein andres herrichten zu lassen, machte ich ihr Verzweiflungsszenen.

An einem Frühlingstage, einem sehr warmen — nie vergeß ich ihn, denn es war jaft an meinem zehnten Geburtstage —, hatte ich denn wieder, ganz gegen Madame Duphots bessere Überzeugung, das Pelzgewändlein durchgesetzt. Ich glühete nur so darin und meinte vor Hitze zu vergehen, aber — mit Entzücken!

Im Wäldchen neben der Allee spielte ich mit andern Kindern und lugte dabei beständig nach Mama aus, an die ich in einem fort dachte . . . Endlich kam sie mit einigen Damen

und Herren, und ich zeigte sie meinen Freundinnen und rief mit ungeheurem Hochmut: „Seht, — das ist meine Mama, die größte, die schönste von allen Mamas!“

Die Kinder guckten und staunten; nur ein naseweises Ding, mit dem ich überhaupt schon oft Bank gehabt hatte, sprach: „Ja, wenn sie nicht so alt wäre! Meine Mama sagt, daß die Deine alt ist und schon eine Menge Falten hat, bei den Augen.“

Das hören und mich auf sie stürzen und ihr einen Puff versetzen, das war bei mir eins. Sie natürlich schlug zurück, und das Duell war fertig. Unsere Gouvernanten trachteten umsonst, uns zu trennen; sie richteten nichts aus, sondern erwischten nur hie und da einen Faustschlag, den eine von uns zweien der andern zugebracht hatte. Plötzlich ruft mich meine Mama, und ich vergesse alles, Zorn, Duell und Gegnerin, und renne in die Allee, wo sie steht, mit ausgebreiteten Armen auf sie zu.

Sie weist mich zurück, mit einem Blick,

der mich förmlich festbohrt an meine Stelle, und sagt: „Comme vous voilà faite!“

Da habe ich meine gute Mama zum ersten Mal böse gesehn. Sie stellte Madame Duphot, die im Hintergrund knickste, zur Rede, warum ich meine neue Frühlingstoilette nicht benütze, schritt vorbei, und wir vernahmen die Worte: „Sie sind unglaublich, diese Gouvernanten!“

Und ich, und ich! ich hätte weinen mögen aus Mitleid mit meiner Duphot und aus Beschämung für mich selbst, — weinen, aber Feuerfunken, wie jene Königin Shakespeares, von der ich damals freilich noch nichts wußte.

Drei Tage lang wagten wir uns nicht in den Prater.

So wuchs ich auf.

Von Jahr zu Jahr verlängerten meine Eltern ihren Aufenthalt in Trostburg, und jetzt verlassen sie es den ganzen Sommer nicht mehr. Das Leben meiner geliebten Mutter ist nur noch eine Reihe von guten Werken. Sie behandelt die Kranken im Dorf homöopathisch

und hat schon wunderbare Kuren gemacht. Sie hat eine Krippe errichtet und auch ein Korrek-tionshaus, in dem die Arbeits-scheuen Beschäf-tigung und die Nichts-nutzigen strenge Zucht finden. Alles sehr praktisch, — schade nur, daß man die Leute nicht zwingen kann, ein-zutreten und von selbst gehen sie nicht.

Meine Duphot ist nun in ihrem Element. Sie begleitet die Mama täglich zweimal zur Kirche, liest ihr aus frommen Büchern vor und besorgt die homöopathischen Verdünnungen. Und ich leiste derweil dem Papa Gesellschaft. Dieser gute Papa, — er ist so gut.

Wir unternehmen weite Ritte zusammen; in früherer Zeit gingen wir auch zusammen auf die Jagd, und es machte ihm Vergnügen, wenn ich einen Hasen niederknallte, — mehr als mir. Was mich betrifft, so können alle Hasen am Leben bleiben, auf Kosten der jungen An-pflanzungen und des Kohls. Im vorigen Herbst hat sich jedoch etwas zugetragen, das mir die Jagd für ewige Zeiten verleidete.

Im Tiergarten wurde der Wildstand vermindert, und es sollten denn auch einige Geißen abgeschossen werden. Papa, der für kurze Zeit verreisen mußte, vertraute mich mit der Kommission. Er glaubte, mir eine große Freude zu machen, und ich hatte nicht das Herz, ihm zu gestehen, daß es mir gar keine war.

So wanderte ich denn eines Nachmittags mit dem Förster und mit meinem Stutzen in den Tiergarten hinaus, das heißt, eigentlich hinein, in seine zarte Wildnis, seine grüne Dämmerung. Auf dem moosbewachsenen Pfade, von dem aus ich so oft das Wild belauscht hatte, wenn es zum Wasser kam, erreichten wir den Weiher, umgingen ihn und sahen durch die Dichtung am andern Ufer eine Geiß aus dem Gehölze treten. Sie streckte den schlanken Hals, hob schnuppernd das Haupt und schritt dann langsam vor.

„Das ist die rechte, die Schmalgeiß,“ raunte mir der Förster zu. „Schießen, gut hinhalten, nicht fehlen!“

Die Wangen zitterten ihm vor Aufregung; seine alten grauen Augen waren voll Mißtrauen gegen mich. Und mich ergriff's mit heißer Hast und überrieselte mich zugleich eiskalt; mein Finger bebte am Stecher; ich wußte nur, daß ich zielte. Plötzlich fiel der Schuß . . . „Getroffen!“ jauchzte der Förster und rannte mir voraus. Ich ging langsam nach; mein Herz pochte so stark, daß ich nicht laufen konnte.

„Mitten ins Blatt!“ rief mir der alte Weidmann von weitem zu. „Ein kapitaler Schuß! Ich gratuliere!“

Er war völlig trunken von meinem Ruhme, schwang seinen Hut und bat sich den meinen aus, um ein Fichtenreis daran zu stecken. Während er damit beschäftigt ist, und ich still da stehe und die weitgeöffneten Augen des schönen, jungen Tieres betrachte und sein liebes, kleines Haupt, erscheint am Rande des Gehölzes — ein Aiklein . . .

„Bayer,“ sag ich, „um Gotteswillen!“ Und der Förster stiert hin: „Sapperment,

hat die schon ein Ritz gehabt! Hätt ich das gewußt!“

Das Ritzlein aber nähert sich uns vertrauensvoll und furchtlos. Die Menschen, vor denen seine Mutter so ruhig im Grase liegen bleibt, die werden ihm nichts tun, meint es und kommt und stößt mit seiner feuchten, glänzenden Nase die Mutter an, und geht dann ruhig hin und trinkt und saugt die letzte Nahrung aus dem gewohnten Quell, und wie er nicht mehr fließen will, durchaus nicht, läßt es endlich ab, wendet sich und schaut fragend und erstaunt die Mutter an und uns . . . Schaut so unschuldig, wie nur ein Tier schauen kann . . .

Der Förster hat es in seine Arme genommen und nach Hause getragen. Der schönste Platz im Fichtenhain ist für das Ritzlein eingehengt worden; es hat eine Hütte gehabt und darin ein weiches Lager aus Moos und Heu. Ich habe meine Tage bei ihm zugebracht; ich hatte im Leben noch nichts so sehnlich gewünscht, als daß es sich an mich gewöhne, sich nicht mehr

vor mir fürchte. Aber, in der Freiheit arglos, scheu und voll Mißtrauen in der Gefangenschaft — hat es sich nicht gewöhnt; es hat sich immer gefürchtet, es ist gestorben.

Als mein guter Papa nach Hause kam, sagte ich ihm, daß ich nie mehr auf die Jagd gehen werde. Er lachte mich aus; ich geriet in Eifer und rief: „Du solltest es gar nicht von mir verlangen! Wenn ich heirate und bekomme eine Tochter, und sie fände Freude daran, auf etwas Lebendiges zu schießen, untröstlich würd ich sein!“

„Red nicht solchen Unsinn! Ich glaube, du bist närrisch!“ erwiderte Papa und setzte in bittendem Tone hinzu: „Und überhaupt: Speak english!“



Jetzt werde ich von meinem geliebten Papa sprechen.

Ihn so recht deutlich zu beschreiben, daß jeder, der diese Memoiren liest, ihn vor sich zu

sehen und zu kennen meint, vermag ich nicht; nur anzudeuten will ich versuchen, wie er ist und wie sein Verhältnis zu mir ist.

Er hat im Grund recht viel an mir auszufehen, findet mich zu laut und zu lustig und findet doch auch wieder, daß ich zu viel im Zimmer hoche und lese. Eine gelehrte Frau, sagt er, das ist die größte von allen Kalamitäten. Er hält die Gelehrsamkeit für ein zudringliches Wesen, das einem gleich an den Hals springt, wenn man ihm nur die geringsten Avancen macht. Ich muß ihn immer trösten und versichern, daß ich meine Bibliothek von einem Ende zum andern auswendig wissen könnte und doch keine Gelehrte wäre. „Geb's Gott!“ pflegt er zu antworten. „Der Kopf der Frau soll in ihrem Herzen sitzen; aus dem Herzen, aus dem Gemüt muß bei der Frau alles kommen.“

Weil er das gar zu oft wiederholt, habe ich ihm gestern eingewendet: „Es muß kommen, sagst du, es kommt aber nicht. Es gibt Dinge, die auch eine Frau nicht aus den Tiefen ihres

Gemütes schöpfen kann. So hat neulich Baron Schwarzburg von Livland gesprochen, und ich habe nicht gewußt, wo das liegt, und mein Herz hat es mir nicht gesagt."

Aber ich greife den Verhältnissen vor.

In meiner Bibliothek gibt es kein einziges schönes Buch, das mir nicht der selbe Papa geschenkt hätte, der stets gegen die „Bücherpassion“ eifert. „Schön,“ meine ich hier noch mehr in bezug auf das Äußere, als auf das Innere. Heil mir, daß es prachtvolle Einbände gibt und untwiderstehliche Illustrationen! Heil mir, daß du gelehrt und gezeichnet hast, Gustave Doré! Dir verdanke ich eine der Perlen meines Schreins, dir auch allein, daß mein geliebter Vater beinahe ein Büchertwurm geworden ist, — in der Art nämlich, in der ich eine Gelehrte bin.

Der edle Junker von der Mancha war's, der es ihm zuerst angetan. Im Anfang hatten die Bilder ihn bestrickt, und ihnen zu Ehren erhielt ich das Buch. Das bißchen Text, obwohl nicht einmal englisch, ging so mit in den

Kauf. Die größte Überraschung dabei erlebte ich. Ich hatte mich nur für ein Bilderbuch bedankt, und welcher Schatz war in meinen Besitz gekommen! Ich vermochte meine Wonne darüber nicht für mich allein zu behalten, sondern erzählte Tag für Tag dem Papa, was ich gelesen hatte, und Tag für Tag wuchs sein Interesse an dem Ritter Dulcineas. „Was hat er heut wieder getan, der Esel?“ fragte er, und eine Weile ließ ich den „Esel“ gelten. Nicht allzulange. Bald lachte ich nicht mehr, sondern zerichmolz vor Mitleid, brannte vor Bewunderung; ich liebte den immer Getäuschten und nie Enttäuschten, den stets Überwundenen und nie Besiegten, und erklärte meinem Vater, daß ich mir kein besseres Glück wünsche, als dereinst einem Don Quixote im Leben zu begegnen und seine Frau zu werden.

Gleich verlangte Papa nach einem andern Buche, weil mich dieses zu sehr exaltiere. Und von nun an legt er sich's auf, über meine Lektüre zu wachen, und tut zu dem Ende, was

er sonst nie getan, — er liebt; und etwas Liebenswürdigeres, als die Hingebung und Versunkenheit, die sich dabei in den großen Zügen seines edlen Wallensteingefichtes, in jeder Falte seiner Stirn ausdrückt, kann man nicht sehen. Manchmal seufzt er und dreht den Zwickelbart mit förmlicher But um den Finger; der Zwickel sitzt nach und nach ganz schief, die Augen beginnen zu schielen und werden rot von der ungewohnten Anstrengung. Ich halte es nicht mehr aus; ich stehe auf, nähere mich, küsse ihn so leise auf die Schulter, daß er leicht tun kann, als ob er nichts bemerkt hätte, und sage: „Gehen wir ein wenig spazieren, Papa; man wird ganz steif vor lauter Dasitzen.“

„Auf Ehre, ich spür's auch,“ sagt er, und mir tut's wohl, wie er sich emporrichtet und völlig befreit aufatmet. Doch folgt er nicht ohne weiteres meiner Einladung; erst wird das Merkzeichen bedächtig eingelegt. „So, bis hierher.“ Er nimmt die durchgelesenen Blätter zwischen seine flachen Hände:

„Wird es Dir nicht zu wenig sein?“

Und ich, indiscret, undankbar, wie ich sein kann, habe mich schon öfters so weit vergessen, zu antworten: „O viel zu wenig; das ist ja beinahe nichts. Du mußt mir erlauben, weiter zu lesen, Papa.“

Er schließt das Buch und schüttelt langsam den Kopf, sieht mich an, geht mit sich zu Räte, sieht mich wieder an, und nun ist's entschieden: „Do whatever you like!“

Da flieg ich ihm in die Arme, daß er sich meiner nicht erwehren kann. „Nein, nein, nur was Du likest, nicht was ich like, wird geschehen, heute und immer!“

„Du hättest mir das ebenso gut ganz auf Englisch sagen können,“ erwidert er.

O, mein geliebter Papa!



Im vorigen Jahre brachte meine Schwester, zum erstenmal seit ihrer Verheiratung, den Winter in Wien zu. Wie die Sage ging, hatte

ihr Mann schon auf der Hochzeitsreise erklärt, sie dürfe nicht hierher zurückkommen, bevor er ihr die „Komteffenmanieren“ ausgetrieben haben würde.

Er ist ein langer, kalter, stolzer Mensch, der kaum zwanzig Worte spricht an seinen geschwägigen Tagen. Woran er wirklich Freude hat, das möchte ich wissen. Zu zeigen vermag er nur einiges Interesse für sein Palais, seine Equipagen, die Livreen seiner Leute und die Toiletten seiner Frau. Sie macht Witze darüber, recht gute; aber mir scheint, sie sollte das lieber in seiner Gegenwart tun, als hinter seinem Rücken. Kinder haben sie leider nicht, was für mich sehr traurig ist; denn ich wäre so gern eine gute Tante geworden.

Zu den Bällen, die meine Schwester und mein Schwager geben, soll ich erst nach meinem Eintritt in die große Welt geführt werden; zu den Soiréen in der Fastenzeit nahm Papa mich schon im vorigen Jahre öfter mit. Ich lernte viele Menschen kennen, und was mir

am meisten auffiel, war bei der Quantität die Gleichartigkeit der Qualität. Mit siebzehn Jahren fängt man doch schon an zu denken, und so dachte ich mir: wenn man die Seelen aller dieser Damen und Herren (besonders der Herren) ihrer Körper entkleiden und frei herumlaufen lassen könnte, so wäre es mir nicht möglich, eine von der andern zu unterscheiden.

Ordentlich komisch waren mir die Konversationen. Ich konnte mir's an den Fingern abzählen, so oft die alten Fragen: „Werden Sie im nächsten Fasching in die Welt gehen?“ „Tanzen Sie gern?“ an mich gestellt wurden; so viele Herren hatten sich mir vorstellen lassen; keiner war mir auch nur im geringsten anders, als die andern vorgekommen. Da ließen mich eines Vormittags Papa und Mama in den Salon rufen, den kleinen, style Empire, weiß mit Gold. Meine Mama saß auf dem Kanapee und strickte Pulswärmer für die Sträflinge. Sie trug ein schlohweißes Häubchen und ein Morgenkleid aus weißem Schafstoff und sah

aus wie eine Königin und wie eine Heilige. Papa saß neben ihr in einem Fauteuil, kerzengerade und in großer Gemütsbewegung, die man ihm leicht anmerkt, weil er da immer so stark blinzelt. Meine Duphot hatte sich in ihrer unterwüßlichen Bescheidenheit wieder das kleinste Taburett mit den allerdünnsten Beinen ausgesucht, und der Anblick der korpulenten alten Frau auf dem filigranen Untersatz war geradezu atemraubend.

„Ist's gefällig, sich zu placieren?“ sprach Papa mich an, in gezwungen scherzhaftem Tone, und ich placierte mich denn möglichst nahe zu meiner Duphot, um ihr gleich beispringen zu können im Falle einer Katastrophe.

Die Mienen meiner Eltern wurden immer feierlicher; mich ergriff eine große Bangigkeit, und in aller Eile erforschte ich mein Gewissen . . . Es war rein, gottlob, sonst wäre mir übel zumute gewesen.

Mein Vater blickte meine Mutter erwartungsvoll an:

„Nun Caroline, willst du so gut sein?“

„Ich dachte, du wolltest,“ . . . erwiderte meine Mutter.

„Nicht doch, ich bitte dich,“ sagt er, — und sie faßt einen Entschluß, läßt die Hände mit dem Pulswärmer in den Schoß sinken und spricht zu mir: „Paula, du bist nun ein erwachsenes Mädchen, — fast achtzehn Jahre . . .“

„Und siehst aus wie zwanzig,“ ergänzt Papa, und meine Duphot slicht eine Bejahung ein, ist scharlachrot und wankt auf ihren Zahnstochern.

Meine Mutter fährt fort: „Im nächsten Jahre, liebes Kind, sollst du in die große Welt eingeführt werden.“

„Ich freue mich darauf, liebe Mama.“

„Freust dich, weil du nicht weißt, wie karg und nichtig im Grunde die Vergnügungen sind, die dich dort erwarten, und wie teuer man sie erkaufte.“

„Ja, ja,“ bestätigte Papa, „und man muß sich fragen, wozu, was ist denn der Zweck?“

Mama fiel ihm ins Wort: „Schließlich kein anderer, als der, durch eigene Erfahrung zu dem Bewußtsein zu gelangen, que le jeu ne vaut pas la chandelle. Man macht das Spiel mit, liebe Paula, weil es so üblich ist.“

„Und sehr amüſant, Mama, und weil man jung iſt und gern tanzt!“

Sie nickte: „Aber die Erkenntnis der Schalkheit bleibt bei denkenden Menschen nicht aus, und dann wenden ſie ſich dem Ernſt des Lebens zu und bereuen oft bitter die verlorene Zeit. Ich frage dich nun: Wäre es nicht beſſer, ſich das Spiel ganz zu erſparen und gleich mit dem Ernſte zu beginnen?“

„Es iſt nur eine Frage,“ ſprach Papa mit unendlicher Güte, und ich las in ſeinen Worten den ſtummen Nachſatz: „Do whatever you like!“

„Ja wohl, nur eine Frage,“ beſtätigte Mama. Meine Duphot erläuterte: „Une question,“ und die Schweißtropfen ſtanden ihr auf der Stirn.

Ihre Aufregung, ihre Bangigkeit bemäch-
tigten sich auch meiner; ich dachte: Gott im
Himmel, was haben sie mit mir vor? Und
plötzlich geriet ich in Todesangst und rief:
„Soll ich vielleicht ins Kloster?“

Mama lächelte, Papa lachte, und Madame
Duphot platzte heraus: „Au contraire!“

Ich wurde noch bestürzter, und es durch-
zuckte mich wie ein Blitz: da soll ich also
heiraten!

Papa klopfte mir freundlich auf die
Schulter: „Du mußt wohl bemerkt haben, daß
einer der Herren, welche du bei deiner
Schwester kennen lernst, dir besondere Auf-
merksamkeit erwiesen hat.“

„Nein, Papa, ich versichere dir, ich habe
gar nichts bemerkt.“

„Er hat doch jeden Abend mit dir ge-
sprochen, das letzte Mal eine halbe Stunde lang.“

„Wer?“

„Der junge Graf Toldt.“

„Ein großer, brauner Herr?“

„Nicht doch, ein mittelgroßer, hellblonder.“

Endlich besann ich mich. Ja, ein mittelgroßer, hellblonder Herr hatte allerdings öfters mit mir gesprochen. Was? Die Folter würde es nicht aus mir herausbringen, so völlig war es mir entschwunden.

Mama und Papa teilten mir nun mit, daß er ein ausgezeichnete Mensch sei, der Augapfel seiner Mutter, die sich nie von ihm getrennt, die ihn in den strengsten Grundsätzen erzogen habe. Meine Eltern überboten sich in Lobeserhebungen des Grafen, und Madame Duphot vergoß Tränen der Rührung und sagte begeistert: „*Quel bonheur, mon enfant!*“

Die Glocke des Portiers schlug zweimal an.

„Sie kommen,“ sprach Mama, und mein Vater warf mir einen Blick zu — einen fürchterlich lieben! Ich kann ihn nicht anders bezeichnen, denn mochte er auch eingehüllt sein in ein tyrannisches: „Du sollst, du wirst!“ ich entdeckte in ihm doch wieder das alte,

milde, beschämend gütige: „Do whatever you like!“

Und mein gepreßtes Herz klopfte von neuem froh und frei, mein gesunkener Mut hob sich. Mich überkam sogar eine unüberwindliche Lust, zu lachen, weil Madame Duphot, die eilig Anstalten getroffen hatte, von ihrem Taburett — es stammte in Wahrheit aus dem Salon Josephinens — aufzustehen, schwer darauf zurückfiel, und ich sagte ihr: „Nehmen Sie sich in Acht! Sie werden noch zusammenbrechen wie das Kaiserreich.“

„Kind! Kind!“ warnte Mama, und: „Nur keine Blaustrümpfeleien!“ setzte Papa noch eilig hinzu, denn schon hatte die Thür sich geöffnet, und die Gräfin Toldt und ihr Sohn traten ein.



Und von dem Tage an traten sie regelmäßig zweimal wöchentlich um drei Uhr Nachmittags bei uns ein, und überdies sah ich den Grafen jeden Sonnabend in den Soiréen bei

meiner Schwester. Meine Eltern behandelten ihn mit der größten Auszeichnung; Madame Duphot nannte ihn „un jeune homme accompli“; mein Schwager, den ich noch nie zuvor kommend gesehen hatte, war es gegen ihn. Des Grafen Mutter wiederholte mir, so oft sie mit mir sprach, daß ihr Sohn ihr im Leben nie eine trübe Stunde bereitet habe, und daß sie glücklich zu schätzen sei vor allen andern Müttern.

Ich wäre in Widerspruch mit meinen geliebtesten Menschen getreten, und mit solchen, die ich schätze, wenn ich an dem Grafen auch nur das geringste auszufetzen gefunden hätte. Dazu aber verspürte ich merkwürdig viel Lust, ohne mir Rechenschaft geben zu können, warum.

Eine förmliche Bewerbung hatte nicht stattgefunden; mir war nur mitgeteilt worden, daß sich der Graf für mich interessiere, und daß er durch seine Mutter um Gelegenheit habe bitten lassen, mich kennen zu lernen.

Es muß ihm jedoch weniger darum zu tun gewesen sein, kennen zu lernen, als kennen gelernt zu werden; denn er sprach immer von sich, seiner Lebensweise, seinen Gewohnheiten, seinen Liebhabereien. Besonders gern erzählte er von seiner Ordnungsliebe und von der Pünktlichkeit, die er von seiner Umgebung forderte. Er beschrieb uns ausführlich seinen alten Stammfih, die Einrichtung der Zimmer, die Ausschmückung der Hallen und der Gänge. Weniger erfuhren wir von der Gegend, in der seine Güter lagen; und von den Menschen, die dort lebten, eigentlich nichts.

„Wie ist es denn mit der Nachbarschaft?“ fragte einmal meine Schwester, und Bernhard, mein Bruder, der bei uns auf Urlaub war, rief: „In Ihrer Nähe muß ja der Benno Schwarzburg gehaust haben, in seinen guten Tagen.“

Da habe ich den Namen, der mir später so teuer geworden ist, zum ersten Mal nennen gehört. Am 13. April 1882.

Sie begannen von ihm zu sprechen wie von einem halben Narren, und machten sich beide lustig über ihn, Bernhard in gutmütiger Art und stets wiederholend: „Ein Genie ist er aber doch!“

„Ja, ein verrücktes,“ meinte der Graf. „Er wird nie auf einen grünen Zweig kommen. Ich habe ihm das gesagt, schon damals, als er seinen dümmsten Streich beging und gegen sich selbst Prozeß führte.“

„Wie war denn das?“ fragte ich. „Wie kann man gegen sich selbst Prozeß führen?“

„Ja, wie kann man!“ antwortete der Graf. „Ich begreife es nicht, kein vernünftiger Mensch wird es begreifen. Sein Vater, der eine Menge Schulden hinterlassen hatte, ist doch noch so gescheit gewesen, kurz vor seinem Tode eine Schenkung aufsetzen zu lassen, die dem Sohne den unantastbaren Besitz eines kleinen Kapitals gesichert hätte. Der Vater stirbt, die Gläubiger fallen über alles her. Waren meistens elende Wucherer, die sich mehr als bezahlt gemacht

hatten. Nur eine Witwe, natürlich mit fünf Kindern . . .“

„Pardon,“ unterbrach ihn Bernhard, „sie hat eine Tochter gehabt, eine blinde.“

Der Graf liebt es nicht, daß man ihm widerspricht, und entgegnete ungeduldig: „Ich bitte Sie, das bleibt sich ja gleich! . . . Diese Witwe also ist leer ausgegangen,“ wandte er sich wieder an mich. „Es ist nichts mehr da, hieß es, als sie auftrat mit ihrer Forderung. Wieso, nichts mehr da? Mein Kapital ist noch da! sagte Benno. Auf das haben die Gläubiger keinen Anspruch, erklärte der Advokat, der zugleich der Kurator Bennos war. Einen Kurator hat man ihm nämlich gesetzt, weil er schon früh Anlage gezeigt hat, im Punkte der Verschwendung dem Vater nach zu geraten. Er beweist es auch jetzt, will durchaus zahlen; der Kurator gibt's nicht zu, und das Ende ist dann der Prozeß gewesen, in dem Benno gegen sich selbst plädiert, den er gewonnen und wobei er sein kleines Vermögen verloren hat.“

Sie lachten und erzählten noch manches Stücklein von dem sonderbaren Kauz.

Ich aber dachte mir: alle dummen Streiche, die er begangen hat — es gibt deren viele der verschiedensten Art —, stimmen in zwei Punkten überein: samt und sonders liegt ein edles Motiv ihnen zu Grunde, samt und sonders sind sie am denkbar schlechtesten für ihn selbst ausgefallen.

So sagte ich denn: „Dieser Baron tut lächerliche Dinge; er hat aber auch viel Unglück.“

„Das sehe ich nicht ein,“ entgegnete der Graf; und damals hatte ich es schon weg, daß diese Worte in seinem Munde so viel bedeuteten wie: es ist nicht einzusehen. „Wenn ich lauter verkehrte Wege einschlage, darf ich es doch nicht Unglück nennen, daß ich ganz wo anders ankomme als am Ziele. Überhaupt, was man so Unglück nennt, — meistens ist es Folge von Unvernunft. Ein vernünftiger Mensch hat selten Unglück.“

Mein Bruder murmelte halblaut: „Krankheit, Tod, Hagelschlag.“ Wieder war an dem Grafen die Ungeduld bemerkbar, die er sogar bei dem bescheidensten Einwurf nicht zu unterdrücken vermochte, und er sprach trocken: „Gegen Hagelschlag bin ich versichert.“

Ein Groll stieg in mir auf gegen dieses Kind des Glücks, das so viel Neigung zeigte, sich als Verdienst anzurechnen, was das Geschenk unseres lieben Herrgottes war, und ich versetzte: „Wenn Sie einen Vater gehabt hätten, ebenso verschwenderisch wie der des Baron Schwarzburg, würden Sie diese vernünftige Vorsicht nicht ausüben können, weil Sie nichts besäßen, das zu versichern der Mühe wert wäre.“

Seine Mutter wurde dunkelrot, meine Eltern wechselten einen bestürzten Blick, und ich erschrak nachträglich. Die größten Helden dürfen nachträglich erschrecken, heißt es. In mir war aber nichts Heldenhaftes vorhanden, sondern nur Beschämung und Verlegenheit und Angst, und diese grauen Gefühle — wenn man so

sagen darf — hoben sich ab, wie Rauch von einem noch dunkleren Hintergrunde: Mißfallen an dem Grafen! Er sprach einige unzusammenhängende Sätze, die scharf und schlagend sein sollten, aber nur gereizt und verdrießlich klangen. Nicht zum erstenmal machte ich die Bemerkung, daß die hohe und noble Bescheidenheit, die meine Eltern an ihm rühmten, in engster Verbindung mit den ihm gezollten Lobsprüchen stand. Sie verwandelte sich in Anmaßung dem leisesten Tadel gegenüber. Diesen trachtete er nicht etwa zu widerlegen; er wies ihn entrüstet zurück, als etwas Albernnes und Verächtliches, mit dem man nichts zu tun haben will.

Nachdem er uns verlassen hatte, machten meine Eltern mir bittere Vorwürfe. „Du benimmst dich höchst ungeschickt; du hast keinen Begriff von der Ehre, die dir widerfährt, indem der Graf sich um dich bewirbt, ein solcher Mann, ein solcher Sohn!“

Ich bestätigte kleinlaut „der seiner Mutter nie eine trübe Stunde bereitet hat!“¹⁾

„Das weißt du, und es flößt dir nicht die höchste Achtung ein?“

„Doch, was zu achten ist, achte ich ja an ihm.“

„So betätige es denn auch in deiner Art und Weise. Du respektierst den Grafen und hast allen Grund dazu, warum es verbergen?“ sagte Mama. „Ich bitte dich, liebes Kind, zeige ihm, daß du ihn respektierst.“

Sie blickte Papa auffordernd an, und nun begann er mich zu bitten, meinen Respekt für den Grafen deutlicher an den Tag zu legen, und wollte durchaus wissen, warum ich, so wohlwollend und freundlich gegen alle Menschen — nur zu wohlwollend und freundlich — gegen diesen ausgezeichneten Mann so zurückhaltend und gleichgültig sei?

Mein Gott, ich wußte keine Antwort darauf. Ich hatte mich selbst schon oft danach gefragt. Die kleinen Fehler, die mir an dem Grafen auffielen, waren ja nichts im Vergleich zu den großen Vorzügen, die er in den Augen meiner

Eltern besaß. Und so versprach ich ihnen denn, von nun an viel höflicher und aufmerksamer gegen ihn zu sein als bisher.

Aber auch das war meinen Vielgeliebten nicht ganz recht. „Sieh, Paula,“ sprach Papa in ernstem und gerührtem Tone, „sieh, Kind, deine Schwester lebt zufrieden und in glänzender Stellung an der Seite Eduards, der so gut gegen sie ist und überhaupt so brav und ein echter grand seigneur. Dein Bruder, nachdem er uns durch seinen Leichtsinn viele Sorgen gemacht hat, ist endlich auf den rechten Weg gekommen. Über die Zukunft deiner Geschwister können wir beruhigt sein . . . Wir haben nichts mehr zu wünschen, als auch über die deine beruhigt sein zu können.“

„Wir wären es,“ begann Mama von neuem, „wenn du dich, liebes Kind, der Bewerbung des Grafen günstig zeigen wolltest.“

„Ja,“ setzte Papa hinzu, „wir wären ruhig und glücklich.“

Er reichte mir die Hand; ich ergriff und

küßte sie und empfand plötzlich einen stechenden Schmerz in den Augen, und sah das geliebte Gesicht meines Vaters wie durch einen zitternden Schleier immer weicher werden, immer sanfter, — und nun sagte der beste Papa: „Übrigens . . .“

Aber der Nachsatz, der diesem Worte zu folgen pflegte, blieb aus. Ich wartete sehnsüchtig, vergeblich — er wurde nicht gesprochen.

An diesem Abend habe ich vor Schlafengehen andächtiger gebetet denn je. Und doch war mein Gebet das eines dummen Kindes. Ich flehte um Kraft zu freudigem Gehorsam gegen meine Eltern; ich hätte um etwas ganz anderes beten sollen, — das lehrte mich schon die allernächste Zukunft.



Am 24. April 1882, einem der schönsten Tage, deren ich mich entsinnen kann, fuhren wir im offenen Wagen in den Prater, Papa und ich. Viele Kastanienbäume begannen schon zu blühen, alles prangte in dem hellen Grün

des Frühlings, das so lieblich ist und etwas so unsagbar freudiges hat. Eben erst ans goldene Licht hervorgebrungen, weiß es noch nichts vom Wüten des Sturms und vom Sonnenbrand.

Ganz langsam rollte unser Wagen an der Reitallee dahin; Bekannte und Freunde trabten und galoppierten vorbei, und bald kamen uns auch drei Reiter im Schritt entgegen. Der mittlere war der Graf. Er ritt einen breiten, majestätischen Braunen. Mann und Roß machten den Eindruck behäbiger Selbstzufriedenheit. „Alles in Ordnung in der Welt, uns geht es gut,“ dachten sie, — wenn sie etwas dachten. Links vom Grafen ritt mein Bruder, schmuck und stattlich in seiner Alanenmajors-Uniform, und rechts ein magerer Herr auf magerem Gaul. Er saß sehr gerade auf seinem Roß, und dieses war wie verzehrt von innerem Feuer, das ihm förmlich aus den wunderbar schönen und wilden Augen heraus-schlug. Im übrigen eine hochbeinige, knöchige

Mähre, geradezu häßlich. Und auch der Reiter konnte auf den ersten Blick nicht gefallen. Zum Glück für ihn wird es wohl niemand bei einem Blick in dieses merkwürdige Antlitz bewenden lassen. Es ist länglich und schmal, und eine ganz ungewöhnliche Energie spricht sich darin aus. Die dunklen Brauen, die gebogene Nase, der große, in eine scharfe Spitze auslaufende Knebelbart, der Schnurrbart, dessen Enden kühn geschwungen in die Höhe standen und den Mund frei ließen, mahnten mich an die Porträts der spanischen Edelleute aus dem siebzehnten Jahrhundert. Was aber an nichts mahnte und mit nichts verglichen werden konnte, als mit ihm selbst, das war der lebhafteste und sympathische Geist, der aus den Augen funkelte.

Er grüßte feierlich und hielt den Hut noch in der Hand, als der Graf den seinen längst wieder aufgesetzt hatte. Eine edle, freie Stirn kam da zum Vorschein, in deren Mitte die leichtgekräuselten, dichten Haare ein schwarzes Flämmchen bildeten. Das Gehirn, habe ich

einmal gelesen, baut sich selbst sein Haus, und das seine hatte sich eine Kuppel gewölbt. Ich weiß so manches, das sich unter einer Plattform bequemt.

Der fremde Herr sah mich mit außerordentlicher Aufmerksamkeit an; ich fühlte, wie rot ich wurde unter seinem Blick und berührte Papa, der mit Bekannten in der Fahrallee Grüße gewechselt hatte, leise am Arm. Er wandte sich zu mir, und meinem Augentwink folgend, gewahrte er eben noch die Reiter.

„Hast du ihn erkannt?“ fragte ich.

„Wen?“

„Den von der Mancha,“ entgegnete ich mit einem sehr unpassenden Scherz, hinter dem die Verlegenheit, die mich ergriffen hatte, sich verbergen sollte.

Papa bemerkte es nicht und sprach obenhin: „Das ist ja der Narr, der Schwarzburg.“

Meine Courage war gleich wieder da; ich wagte zu bitten: „Erzähle mir von seinen Narrheiten.“

„Ich weiß nichts,“ antwortete Papa.

„O doch! Bernhard spricht so oft von ihm.“

„Um sich lustig über ihn zu machen.“

„Nicht immer! Im Grunde liebt und bewundert er ihn und sagt, daß er eine große Zukunft hat.“

„Da müßte sich vieles ändern.“

„Nicht gar so vieles, lieber Papa. Ein wenig Glück müßte er haben; bis jetzt hat er nur Unglück gehabt, von Kindheit an. Erinnere dich, was Bernhard erst neulich wieder von ihm sagte. Seine Eltern geschieden, die Mutter wieder verheiratet und ausgewandert, und der Vater ein Verschwender, der sich um den Knaben nicht kümmert, und der ist schlimmer daran als eine Waise. Im Institut mißhandeln sie ihn, weil nicht einmal sein Unterhalt regelmäßig bezahlt wird. Er wächst heran, er ringt sich durch, er wird in Jünglingsjahren schon ein Mann und verdient sich sein Brot . . .“

„Ja, ja, aber dann die Don Quixoterien

mit seinem kleinen Erbe und seine lächerliche Liebesgeschichte.“

„Liebesgeschichte? . . . Das ist aber sonderbar —.“

Eine unangenehme Empfindung ergriff mich, und ich fand es sehr kurios, daß mir Bernhard von dieser Liebesgeschichte nicht gesprochen hatte. Nach einer Weile fragte ich: „Wen liebt er denn, der Baron?“

Papa dachte nicht mehr an unsere frühere Konversation und wußte nicht gleich, wen ich meinte; dann sprach er kurzweg: „Jetzt kann er nur noch ihr Andenken lieben. Sie ist gestorben.“

„Wann?“

„Vor einigen Jahren, als die Frau eines andern, den sie ihm vorgezogen hatte, — zum Dank für eine Treue, die ihn im Mittelalter berühmt gemacht hätte, und durch die man sich in unserer Zeit lächerlich macht.“

„Das begreife ich nicht! Wie kann der Besitz einer Tugend lächerlich machen? Und Treue ist doch eine Tugend!“

Papa räusperte sich: „Wenn die Tugend zu weit getrieben wird, dann ist sie keine Tugend mehr, sondern Unvernunft.“

Vernunft, Unvernunft, — ich hatte einen Haß gegen diese Worte, die der Graf so oft aussprach. „Ach, geh, Papa,“ sagte ich, „mir scheint, die Tugend braucht nicht erst hineinzuwachsen in die Unvernunft, sie ist Unvernunft von allem Anfang. Deshalb habe ich auch vor der Vernunft so wenig Hochachtung.“

„Das merkt man,“ versetzte Papa.

„Und deshalb schwärme ich auch für eine Treue, die keinen Lohn findet und dennoch besteht.“

„So? Und wie albern das ist von einem Manne, sich geliebt zu wähnen, wenn er nicht geliebt wird? Sich in der Kühlwanne halten zu lassen? Niemand glauben, der ihm sagt: sie macht sich nichts aus dir? Wie albern das ist, das siehst du nicht ein? Oder vielmehr, es gefällt dir ja wohl, weil es gar so albern ist!“

„Hat sie ihn denn wirklich nicht geliebt?“

„In der Kühlwanne hat sie ihn gehalten, sag ich dir. Und er ist schmachmend herumgegangen unter ihren Fenstern, hat jeden, der ihn auslachte, kurz abgetrumpft und sich wegen der Dummheit mehr als einmal schlagen müssen.“

Ich jubelte: „Das war recht! Das entzückt mich! Ich seh's von hier, und ich höre, wie er nach dem Kampfe, ob siegend oder besiegt, ausruft: „Dulcinea von Toboso ist das edelste Weib der Welt, und ich bin der treueste Ritter auf Erden! Herrlich, bester Papa!“

„Zum Kuckuck, wenn du nicht überschnappst . . . Aber solche Narrheiten kommen von den vermaledeiten Büchern, und ich werde . . . Übrigens, enough of it!“

Nun war's Zeit für mich, zu schweigen; wenn mein lieber, guter Papa englisch kam, — allerhöchste Zeit!

Seit einigen Wochen hatte Mama wieder angefangen, täglich nach dem Theater Leute bei sich zu sehen. Sie wollte dem Grafen

Gelegenheit geben, öfter zu uns zu kommen, ohne daß es auffiele. Half aber alles nichts! Obwohl seine Bewerbung so still war, daß selbst ich, Gott sei Lob und Dank, kaum etwas von ihr merkte, neckten meine Freundinnen mich mit ihm. Die meisten — es ist unglaublich! — sagten mir, daß ich ein Glückspilzchen sei, und eine von ihnen — ich will sie Dora nennen — verfehlte nie, hinzuzusetzen: „Ein dummes, ein schrecklich dummes Glückspilzchen!“

Sie ist älter als ich und gilt für sehr geſcheit und unterrichtet. Als kleines Mädchen hat sie von einer alten Tante, die eine Gelehrte war, eine Bibliothek geerbt und sie in ihrem Zimmer aufstellen dürfen, weil ihre Eltern alles thun, was sie will. Da studierte sie mit dreizehn Jahren schon den „Kosmos“ von Humboldt und das „Leben Jesu“ von Strauß. Sie hat mir aus diesem Buche manches expliziert, aber nicht recht deutlich; ich habe es nicht begriffen.

Dora drohte mir oft: „Du, wenn du den Grafen nicht zu schätzen weißt, so fische ich dir

ihn weg, das merk dir!" Und ich munterte sie jedesmal auf: „Fische du nur, du kannst mir keinen größeren Gefallen tun.“

Sie nahm das die längste Zeit für Spaß. „Weißt du denn,“ fragte sie, „sie haben die Fürstenkrone, die Toldt?“

„Wie soll ich's nicht wissen?“

„Und denkst nicht, wie sich das machen würde, das Monogramm mit der Fürstenkrone im Taschentuch?“

Ich lachte sie aus. „Was hast du davon, daß du mit dreizehn Jahren den Humboldt und den Strauß gelesen hast, wenn du mit zwanzig noch so kindisch bist?“

„O, das ist eine ganz andre Sache. Ich habe einen Weltblick. Ich verstehe das. Die größten Gelehrten legen Wert auf solche Dinge und wären über die Maßen froh, Aufnahme zu finden im Salon und mit Fürstinnen zu tanzen. Aber weil sie zu langweilig und pedantisch sind . . .“

Ich war empört über ihr Geschwätz und

rief: „Genier dich doch, so etwas vorzubringen! Was weißt du von Gelehrten? Du hast noch nie einen lebendigen Gelehrten gesehen.“

„Du ebensovienig.“

„Wir alle zusammen nicht, weil sie in unsere Salons gar nicht kommen, sich's gar nicht verlangen. Aber so etwas kannst du dir nicht vorstellen. Du willst immer einen Weltblick haben und hast einen kleinwinzigen Blick, der nicht über den Salon hinausreicht. Auf den kommt bei dir alles an!“

Sie war pikirt; sie ist es so gewohnt, bewundert zu werden wie der Graf, und verträgt so wenig wie er einen Widerspruch.

Wir hatten den Schluß unserer Unterhaltung laut geführt zum Ergötzen eines Auditoriums von jungen Herren und Damen. Dora stand bei den letzteren nicht in Gunst, und sie kicherten schadenfroh über meinen Ausfall.

„Unterschätze mich nur!“ sagte Dora ärgerlich, aber so leise, daß nur ich es hören konnte. „Du wirst sehen, was geschieht, wenn ich nicht

mehr deine Freundin bin.“ Dabei blinzelte sie bedeutungsvoll nach der Thür, durch die der Graf eben eintrat.

Ich verstand sie und entgegnete ebenfalls leise: „Wenn dir das gelingt, was du meinst, dann wirst du erst recht meine Freundin sein.“

„Angenommen, die Herausforderung!“ erwiderte sie und ahnte nicht, wie ich im stillen ihren Entschluß segnete und ihm allen möglichen Erfolg wünschte. Der Graf stand da, und mir war, als ob die Luft schwerer und alles um mich her dunkler geworden wäre.

Dora räumte ihm ihren Platz mir gegenüber ein und setzte sich auf die Armlehne meines Fauteuils. Sie sah in ihrem weißen Gazekleide und mit ihrer hübschen Frisur so allerliebste aus wie ein allerliebste Meißener Porzellanfigürchen, und der Kontrast zwischen ihrer anmutig zierlichen Erscheinung und den Reden, die sie führte, war köstlich.

„Ich wette,“ sagte der Graf, „daß hier wenigstens achtundzwanzig Grade sind.“

„Und wenn ihrer achtunddreißig wären,“ entgegnete sie, „ich spür's nicht, ich habe nie warm; ich bin der steinerne Gast.“

Der Graf sah sie gleichgültig an und sagte: „So?“

„Ich habe aber auch nie kalt.“

„Aha, Sie wollen originell sein. Ich bin gar nicht originell, ich bin ein profaischer Mensch.“

„O, — ich bin auch sehr profaisch. Denken Sie nur, — ich schnupfe.“

„So?“

„Ich habe meine Dose immer bei mir.“

„Es ist aber nichts darin.“

Sie zog ein goldenes Döschen aus der Tasche, nicht größer als ein Guldenstück: „Es ist immer etwas darin, nur gerade heute nicht. Sehen Sie, ich habe mir einen Totenkopf auf den Deckel gravieren lassen. Ich habe auch Totenkopfbriefpapier. Ich denke immer an den Tod; ich glaube, daß ich durch Selbstmord sterben werde . . .“

Der Graf erhob die Augen zum Himmel.

„Ich trage auch immer einen Dolch bei mir.“

„Ah,“ sagte der Graf.

„Damit ich mich gleich erstechen kann, wenn mir einmal der Tabak, meine einzige Freude, nicht mehr schmeckt.“

Er lächelte, er begann sie ergötzlich zu finden, und als sie jetzt von einem alten, eingeleigten Kasten erzählte, der in einer Dachkammer ihres Schlosses gefunden worden war, interessierte ihn das wirklich. Ich benützte den Augenblick, in dem ihr Gespräch lebhaft wurde, um aufzustehn und mich auf gute Art von ihnen wegzustehlen. Wie ich mich wende, sehe ich Bernhard vor mir. „Ich suche dich schon die längste Zeit,“ sagt er. „Man kommt ja nicht vorwärts in dem Gedränge.“ Und er sieht sich um und ruft: „Schwarzburg!“

Und ich, ganz überrascht und so freudig, als ob es sich um einen lieben, ungeduldig erwarteten Bekannten handelte, frage: „Ist er da?“

Sogar Bernhard hat mich nachträglich wegen dieses: „Ist er da?“ recht ernstlich aus-

gezankt. Ich habe es nie bereuen können. Ich blickte, nachdem es ausgesprochen war, in ein Paar Augen, aus denen eine Glückseligkeit flammte, zu groß, als daß ich je bereuen könnte, sie erweckt zu haben. Schwarzburg verneigte sich tief vor mir, und mir war die Ehrfurcht, die sich in seinem Gruße ausdrückte, fast beschämend. Wie komme ich dazu, Ehrfurcht zu erwecken? . . .

Wir redeten lange zusammen, — viel zu lange, wurde mir vorgeworfen. Ich kann darüber keine Auskunft geben; ich dachte nicht daran, daß die Zeit verfloß, und auch nicht, daß noch andre Leute anwesend waren. Schwarzburg sprach mit mir, und was er sagte, und wie er es sagte, war mir wichtig und angenehm, und es kam mir weiser und besser vor als alles, was ich je gehört hatte, und klang mir zugleich lieb und vertraut.

Wenn ich jetzt die Erinnerung an jenen Abend zurückrufe und mich frage: Haben wir uns damals kennen gelernt? muß ich ant-

worten: Nein. Dessen bedurfte es nicht. Wir begrüßten einander wie Freunde, die ihren Bund längst geschlossen haben, und unser erstes Begegnen war ein Wiedersehen.

Unserm Gespräch wurde ein Ende gemacht durch Papa. Er wollte in einer ihm sehr am Herzen liegenden Angelegenheit unserer Gemeinde auf dem Lande den Rat Schwarzburgs einholen und berief sich auf Bernhard, dessen Meinung sei, der Baron könne die Erledigung der Sache betreiben. Die beiden Herren vertieften sich in eine eifrige Konversation: ich sah, daß sie einander zuletzt die Hände schüttelten, und fühlte mich sehr geschmeichelt. So konnte man doch ein vernünftiges Wort mit ihm sprechen, mit dem Narren, dem Schwarzburg, — er konnte einem sogar nützlich sein!

Die Soiree war aus, die meisten Gäste waren fort. Unter den letzten, die gingen, befanden sich Dora und ihre Eltern, der Graf und seine Mutter. Die comtesse douairière,

wie meine Duphot sie nennt, bewies sich mir beim Abschiede besonders freundlich. „Sie sind so gut, liebes Kind; ich habe Sie bewundert. Wie gut waren Sie heute gegen diesen Beamten, diesen armen Baron. Es ist nur die Frage, ob Ihre Güte nicht mißverstanden wird. Diese Gattung von Menschen ist manchmal übelnehmerisch und fühlt sich unangenehm berührt durch unsere zu deutliche Bemühung, sie à leur aise zu setzen . . .“

Ich wußte nicht recht, was ich aus dieser Bemerkung machen sollte, ob sie ein Lob enthielt oder eigentlich ein Tadel war.



Es ist mir nicht möglich, meine bescheidene Herzengeschichte ausführlich zu erzählen. Daß meine Eltern mich dem kleinen Beamten Baron Schwarzburg zur Frau geben würden, glaubte ich nie; das Bewußtsein meiner Liebe und das ihrer Hoffnungslosigkeit erwachten zugleich in mir, und es wäre ein schweres Unrecht

gewesen, mich der ersteren hinzugeben. Ich habe mich ihr aber nicht hingegeben; sie hatte mich ergriffen, ehe ich mich dessen versah, und sie war damals so mächtig und innig wie heute. Ihm wird es auch nicht anders ergangen sein; seine Neigung zu mir kam wohl ebenso plötzlich wie meine große Liebe zu ihm. Nur weil er nicht eitel ist, hat er es lange Zeit für unmöglich gehalten, daß er mir ein wärmeres Gefühl als das der Freundschaft einflößen könnte. Aber schon dadurch schien er aufs tiefste beglückt, und was mich betrifft, — mir ist ja ein neues Leben aufgegangen, seitdem er mich zur Vertrauten des seinen gemacht hat, und seitdem ich sein edles und selbstloses Herz ganz kenne. Er hat fast nur Unrecht erfahren, und doch sagt er immer: das Recht muß siegen; er hat zahllose Bitternisse durchgekostet und ist doch unverbittert geblieben. Freilich, mit einem solchen Schatz von Menschenliebe und Kraft in der Brust, wie sollte man da am Guten verzweifeln!

Merkwürdig kommt es mir vor, daß er sich für ganz anders hält, als er ist. Er sagt, das Motiv der meisten seiner Handlungen und der Quell all seiner Stärke sei — der Eigensinn. Als er neulich wieder diese Behauptung tat, fragte ich ihn: „Haben Sie auch damals schon, als junger Jurist, den Prozeß gegen sich selbst aus Eigensinn geführt?“

Er zog die Augenbrauen zusammen: „Ist die alte Geschichte noch nicht vergessen?“

„Noch nicht.“

„Da muß ich sie berichtigen. Ich habe nicht in lächerlichem Opfermut gehandelt; ich habe meine Rechtchaffenheit gegen mein Geld verteidigt, etwas Unschätzbares gegen etwas Schätzbares. Meine Klientin war die Witwe eines braven Mannes und alten Dieners, und die Summe, um die es sich handelte, dessen redlich Erworbenes und Erspartes. Vor wie vielen Jahren es dem gnädigen Herrn in devoter Vertrauensseligkeit zur Verfügung gestellt worden war, wußte die Frau nicht mehr. Sie

wußte nur, daß der gnädige Herr ihr gar oft versichert, die beste Hypothek, die er geben könne, solle sie haben. Was für eine Hypothek das war, — er selbst hatte keine Ahnung davon, und der Witwe seines treuesten und ergebensten Dieners wird es doch nicht einfallen, zu fragen: Bin ich auch wirklich sichergestellt, und in welcher Weise? . . . Ja, sprach nachträglich der Advokat, warum war sie so dumm? Hat sie denn nicht gesehen, was vorging, und wie gewirtschaftet wurde? Sie hatte alles gesehen, aber dem Worte ihres Herrn mehr vertraut als dem Augenschein. Und dafür sollte sie bestraft werden, und der Sohn dieses Herrn sollte es zugeben? Konnte er's? Was meinen Sie, Gräfin, und was hätten Sie an seiner Stelle getan?"

Ich antwortete: „Was Sie getan haben.“

„Und damit etwas Außerordentliches?"

„Nur einfach das Rechte.“

„Gott sei Dank!" erwiderte er, und eine stille, mächtige Freude erhellte sein Gesicht; „einfach das Rechte, so ist es.“

Er sah ganz glücklich aus. „Warum denn Gott sei Dank?“ fragte ich.

„Dafür, daß ich mich vor Ihnen entschuldigen durfte.“

„Entschuldigen? Aber ich bitte Sie!“ rief ich wirklich in Verlegenheit.

„Und dafür, daß Sie es mir so leicht gemacht haben, und daß Ihr Blick so hell und Ihr Sinn so gerade ist; dafür vor allem, daß Sie zugeben: wir tun nicht mehr als das einfache Rechte, wenn wir das Recht auch auf Kosten des eigenen Vorteils verteidigen.“

„Ist denn das nicht natürlich?“

„Nein, natürlich ist der Egoismus. Und er wird jetzt sehr geschätzt. Sie können in jedem Zeitungsblatt kleine Exkurse zu seinen Gunsten und zu denen seines Verwandten, des ‚gesunden Realismus‘, lesen. Das Zeitalter der Humanität bekämpft — was unglaublich ergötzlich ist — den Idealismus und nennt jede etwas weit getriebene Selbstverleugnung,

diese Basis und Bedingung der Humanität, krankhaft und sentimental . . .“

Da wurden wir unterbrochen, und der Graf, Dora und meine Schwester traten zu uns. „Aha, hier wird doziert,“ sagte der Graf, und Schwarzburg wandte sich förmlich betroffen zu mir: „Ist es wahr, habe ich doziert?“

„Es geschieht Ihnen manchmal,“ meinte der Graf, der sogleich die hochmütig kühle Weise annahm, in der die eleganten Leute die nicht eleganten zu behandeln pflegen, und die mir immer so engherzig vorgekommen ist, so blöde, so gemein!

„Sie haben gar nicht doziert,“ rief ich, „Sie haben mir etwas Interessantes erzählt.“

„Ein Geheimnis?“ fiel Dora lichernd ein.

„Durchaus nicht.“

„Dann möchten wir sie auch hören, die interessante Geschichte, besonders wenn sie nicht lang ist. Aber sie ist lang, ebenso lang als interessant. Ich habe euch beobachtet aus der Ferne, — ihr seid immer so köstlich, ihr zwei.“

Mir schoß das Blut in die Wangen, und Schwarzburg warf Dora einen Blick zu, der ihr die Luft verdarb, ihren tattlosen Scherz fortzusetzen. Doch hatte er seine Wirkung getan und trug schlimme Früchte für mich. Graf Tolbt wich den ganzen Abend nicht von meiner Seite, und wir führten ein trostloses Gespräch über Waffenhallen und antike Einrichtungen, — eine „Moder- und Schimmelkonversation“, wie Elisabeth sagt, wenn ihr Mann, der ja überhaupt so viel Ähnlichkeit mit Tolbt hat, anfängt, über das selbe Thema unerschöpflich zu werden. Sie sah manchmal von ihrem Platz aus mit unverhohlenem Mitleid zu mir herüber.

Am nächsten Tage kam sie zu mir, um mich zur Rechenenschaft zu ziehen. Es war noch früh und ich eben erst vom luncheon in mein Zimmer zurückgekehrt. Da trat sie ein. Sie nahm ihren Hut vor dem Spiegel ab und richtete die Stirnlöckchen zurecht, die der Wind in Unordnung gebracht hatte. Scheinbar geschah's

mit großer Aufmerksamkeit, allein ich merkte wohl, daß ihre Gedanken keineswegs mit dem edlen und schönen Bilde beschäftigt waren, das der Spiegel ihr widerstrahlte. Plötzlich sagte sie: „Hör einmal, Kind, was willst du eigentlich mit deinem Schwarzburg-Kultus?“

Die unerwartete Frage brachte mich in Bestürzung, und ich erwiderte leise: „Was soll ich wollen?“

„Ich möchte es wissen; ich möchte wissen, was du denkst, was du dir einbildest! Du bist ganz verändert seit einiger Zeit, weißt du das?“

Mir wurde immer beklommener zu Mut. „Worin denn verändert, Elisabeth?“

„Ach,“ sagte sie, „reden wir nicht so unnötigerweise herum! Die Auszeichnung, mit der du Schwarzburg behandelst, fällt jedem auf. Du trägst für ihn eine Art Verehrung zur Schau.“

„Ich trage sie nicht zur Schau; ich verberge sie nur nicht.“

„Und was soll dabei herauskommen?“

„Es wird nichts dabei herauskommen,“
antwortete ich kleinlaut; „in ein paar Wochen
geht er nach Bosnien, und ich gehe nach
Trostburg.“

Sie zuckte die Achseln, machte ein paar
Schritte und nahm Platz auf dem Sessel vor
meinem Schreibtisch. Das Heft, auf dem mit
großen Lettern geschrieben steht: „Meine
Memoiren“, fiel ihr in die Augen; ihr ganzer
Ernst war verschwunden, sie lachte auf.

„Da sind sie ja, die Vertrauten! Es
schreibt Memoiren, das Kind. Da steht wohl
alles drin, man braucht nur aufzuschlagen . . .
Mach kein so erschrockenes Gesicht! Ich bin
wohl sehr neugierig, aber nicht indiscret.“

Indes ihre Lippen spotteten, sahen ihre
großen, blauen Augen so treuherzig, so voll
Mitleid und Liebe zu mir empor, daß ich Mut
faßte, näher zu ihr trat und sprach: „Du hast
mich gefragt, was ich will . . . Ich gestehe

dir, was ich nicht will: ich will den Grafen Toldt nicht heiraten.“

Sie entgegnete phlegmatisch: „Bravo, das ist gelungen. Und der Graf, der heute oder morgen förmlich um dich anhalten wird?“

Ich rief tödlich erschrocken: „Woher weißt du das?“ Sie antwortete: „Von ihm selbst.“

„Merkt er denn nicht, wie gleichgültig er mir ist?“

„Nein, er merkt nicht so leicht etwas.“

„Und wie sehr, wie unaussprechlich ich ihm einen andern vorziehe?“

„Das am wenigsten. Ein Graf Toldt hält für unmöglich, daß ein Baron Schwarzburg ihm vorgezogen werden könnte.“

„Und Dora, die tausendmal besser für ihn paßt, die mir versprochen hat, ihn wegzufischen, auf die ich gehofft habe, — warum hält mir Dora nicht Wort?“

„Weil sie nicht kann; was an ihr lag, hat sie getan. Alles umsonst. Sie mißfällt

dem Grafen. Ein Verwöhnter wittert eine Verwöhnte und weicht ihr aus.“

„Was tun, Elisabeth, was tun? Wenn ich den Grafen heiraten muß, — ich verzweifle!“

Sie legte die Arme um mich und zog mich zu sich heran; ich lehnte die Wange an ihren Scheitel. „Glaubst du es wirklich?“ fragte sie. „Ich meine, es ließe sich vielleicht doch friedlich mit ihm hausen. Nur ein bißchen klug müßte man sein. Man dürfte ihm nur nicht widersprechen in kleinen Dingen, dann hätte man in großen freie Hand. Man müßte sich sehr hüten, seine Eitelkeit zu verletzen, und es so oft wie möglich zu einem Lobliedlein bringen.“

„Schmeichelei!“ rief ich, „Loben, was ich nicht billige! Schmeichelei, o pfui, Schmach und Schande!“

„Keine großen Worte,“ sprach sie. „Eine schlechte Ehe führen, das allein ist Schmach und Schande. Dagegen wiegen die Demütigungen

leicht, die du mit dir selbst abmachen kannst. Und auf das Abwägen eines Übels gegen das andere, auf ein Paktieren mit dem Feinde, dem Glend des Lebens, darauf kommt es ja überhaupt an. Das volle Glück, das wolkenlose, wem wird das zuteil? Wer bringt's auch nur zu einem rechten Traum von ihm?"

„Ach, wenn man nur zu träumen brauchte, da hätt ich's gleich.“

„Wahrhaftig? So fasse Vertrauen und träume laut.“

„Darf ich? Soll ich?“

„Du sollst.“

„Vergiß aber nicht, daß ich träume.“

„Nun, wird's?“

„Ich träume, ich wäre fein — du weißt schon, wen ich meine, — und hätte keinen heißeren Wunsch, als ihm das Leben, das immer so hart gegen ihn gewesen ist, schön und süß zu machen. Und an seiner Seite würde ich geſcheit, tüchtig und besser von Tag zu Tag. Jeder meiner Atemzüge wäre ein Loblied auf

ihn. Geschäh aber einmal ein Wunder, und täte er etwas, was mir Unrecht schiene, so würde ich es ihm sagen, frank und frei. Und dem Leiden ginge ich nicht aus dem Wege; trüg er's doch mit mir, und zusammen würden wir damit fertig. Was ist denn das Leiden, was kann mich treffen, solange ich sein bin und er mich lieb hat?"

„Jawohl,“ sagte Elisabeth dumpf und lautlos, „jawohl.“

„So sieht mein Traum aus, lautere Seligkeit! Aber die Wirklichkeit ist Entsetzen, — Entsetzen, Elisabeth! Du hast mich völlig vernichtet. Dieses Paktieren, dieses heuchlerische Kleinbegeben, um den Schein der Einigkeit zu wahren, um den inneren Zwiespalt zu verdecken, — ich könnt es nicht. Und du . . .“

Ein schrecklicher Gedanke hatte mich durchblickt. Ich beugte mich vor, ich sah sie an: ihr Gesicht war tränenüberströmt. „Kannst denn du's?“ fragte ich, ließ mich auf die Kniee gleiten und umschlang sie. Sie drückte meinen

Kopf heftig an sich, und qualerpreßtes Schluchzen hob ihre Brust: „Ich habe es gelernt!“

Eine Weile verharrten wir in tiefem Schweigen. Als ich endlich den Blick zu ihr erhob, lag wieder die gewohnte Ruhe auf ihren Zügen. Sie stand auf. „Komm mit mir zu den Eltern, Kind,“ sprach sie. „Zur Verwirklichung deines Traumes kann ich dir nicht verhelfen, aber geopfert sollst du nicht werden.“



Mama saß in der Kanapee-Ecke und häfelte; Madame Duphot las ihr vor aus Ozanams „Poètes Franciscains“.

„Dürfen wir eintreten, Mama? Wir hätten mit dir zu sprechen,“ sagte Elisabeth.

Ohne aufzublicken, antwortete Mama: „Erlaubt nur, daß wir unser Kapitel schließen. Setzt euch.“

Wir setzten uns, und Madame Duphot brachte die hübsche Legende vom heiligen

Franziskus und vom Wolf von Gubbio zu Ende. Dann legte sie ihr Buch, über das hinweg sie mich mehrmals flüchtig angesehen hatte, auf den Tisch und erhob sich. Ich ergriff ihre Hand. „Bleiben Sie!“ flüsterte ich ihr zu, und Elisabeth fiel lebhaft ein: „Bleiben Sie, liebe Dughot, wir rechnen auf ihre Unterstützung. Wir möchten auch mit Papa sprechen. Darf ich ihn herüber bitten lassen, Mama?“

„Laß ihn bitten.“

Meine gute Mama, die so ahnungslos und friedlich ihre Arbeit fortsetzte und den lebenswürdigen Lehren des heiligen Franziskus nachsann, tat mir schmerzlich leid. Wie gern hätte ich ihr den Kummer erspart, den ich im Begriff war, ihr zu verursachen, aber — konnte ich denn?

Die Thür öffnete sich. Papa erschien, aber nicht allein; mein Bruder begleitete ihn. Die Blicke beider richteten sich sogleich auf mich. „Da ist sie ja,“ sagte Papa streng und drohend.

Ich wollte mich erheben; aber meine Kniee zitterten zu sehr, und so streckte ich nur die Hand aus, um die seine zu fassen, als er an mir vorüberging. Er zog sie rasch zurück und nahm Platz bei Mama auf dem Kanapee. Mein Bruder ließ sich an seiner Seite auf einen Stuhl nieder, und Madame Duphot, an der Seite Mamas, schob, bescheiden wie immer, ihr Taburett ein wenig zurück. Meine Schwester und ich saßen ihnen in einer kleinen Entfernung gegenüber, wie der Schuldige und sein Advokat vor den Richtern.

„Sieber Papa, liebe Mama,“ begann Elisabeth, „ich möchte Euch im Namen Paulas bitten, dem Grafen zu sagen, er möge seine Bewerbung nicht fortsetzen. Paula kann keine Neigung für ihn fassen und ist entschlossen, ihn nicht zu heiraten.“

Ich staunte und erschrak über die schroffe Art, in der sie das hervorstieß. Madame Duphot seufzte, Bernhard murmelte: „Oho!“ Vater und Mutter schwiegen.

„Paula hofft innigst,“ nahm Elisabeth wieder das Wort, „daß Ihr, liebe Eltern, ihren Entschluß genehmigen werdet.“

„Tut es,“ sprach nun ich, „erweist mir die Gnade, ich werde Euch ewig dankbar sein. Ich kann den Grafen Tolbt nicht heiraten; ich habe für ihn nicht die geringste Neigung, eher das Gegenteil.“

„Soll das heißen, daß du eine Abneigung gegen ihn hast?“ rief Papa sehr heftig. „Wer setzt dir solchen Unsinn in den Kopf? Am Ende gar deine ältere Schwester?“

„Um alles in der Welt, das denke nicht! Ich habe sie gebeten, meine Fürsprecherin bei Euch zu sein.“

„Erstens“, sprach Mama, „brauchst du keine Fürsprecherin bei deinen Eltern, sondern solltest dich vertrauensvoll direkt an sie wenden. Zweitens hätte deine Schwester dieses Amt nicht übernehmen, sondern dich darauf aufmerksam machen sollen, wie töricht es ist, eine Abneigung in sich aufkeimen zu lassen und

ohne weiters auszusprechen, für die nicht der geringste Grund vorhanden ist.“

„Sie besteht, das ist ihr Grund!“ entgegnete Elisabeth.

Ihre Stimme, die eben noch etwas verschleiert geklungen hatte, war wieder so scharf und hart wie im Anfang unserer Unterredung. Ich rückte näher zu ihr und legte den Arm um sie; ihr ganzer Körper bebte.

„Unsinn! Unsinn!“ wiederholte Papa. „Auf solchen Unsinn nehmen wir keine Rücksicht.“

„Der Graf ist ein rechtschaffener, ehrenhafter Mann, wohlgezogen, von angenehmem Außern und guten Manieren, an dessen Seite du glücklich werden mußt, Paula,“ fiel Mama streng und unerbittlich ein. „Du liebst ihn jetzt noch nicht; du wirst ihn aber gewiß lieben lernen, wenn es erst deine Pflicht sein wird.“

Mich überlief ein Schauer, und ich stammelte: „Nein, Mama, nein! Ich werde ihn nie lieb gewinnen, weil ich . . .“

Das Geständnis, das ich hatte tun wollen,

erstarrt mir auf den Lippen. Hilfsflehend sah ich meine Schwester an. Ihr schönes Gesicht glühte. Sie hatte die Arme über die Brust gekreuzt und hielt unverwandt einen Blick voll Groll und Vorwurf auf Mama gerichtet. „Erinnere dich,“ sagte sie, „daß du mir vor siebzehn Jahren die selbe Verheißung machtest, und genau mit dem selben Rechte. Auch der Mann, der um mich freite, war rechtschaffen, wohlgezogen und von angenehmem Außern. Nun, liebe Mutter, weil du es nicht gesehen, nicht erraten hast, so hör es denn endlich einmal: deine Verheißung ist nicht in Erfüllung gegangen . . .“

„Elisabeth!“ riefen beide Eltern zugleich. Bernhard, der zuerst ungläubig lächelnd aufgehört hatte, senkte plötzlich den Kopf. Madame Duphot hatte sich erhoben und war aus dem Zimmer geglitten wie ein Schatten.

Mit einer Ruhe, die auf mich einen entsetzlichen Eindruck machte, fuhr Elisabeth fort: „Die Liebe, die in der Ehe von selbst hätte

kommen und mich hätte einhüllen sollen in selige Blindheit, in glücklichen Trug, sie kam nicht. Mein Herz blieb kalt, meine Augen blieben hell, und mit diesen hellen Augen sah ich meinen rechtschaffenen, wohlgezogenen Mann durch und durch . . ." Sie lachte kurz und herb: „Es war kein begeisternder Anblick!“

Ich war über die Reden Elisabeths und besonders über die Bestimmtheit, mit der sie dieselben vorbrachte, so betroffen, daß ich nicht wagte, meine Eltern anzusehen. Verstoßen nur warf ich einen Blick auf die Stelle, die Bernhard früher eingenommen hatte; sie war leer. Mein Bruder war aufgestanden und an das Fenster getreten, in dessen Nähe Elisabeth saß. Er sah ernst zu ihr nieder, aber, wie ich dankbar fühlte, ohne Entrüstung.

„Was soll das heißen?“ fragte Papa. „Was hast du deinem Manne vorzuwerfen? Er hat nie etwas getan, was nicht anständig gewesen wäre, sich nie ein Unrecht zuschulden kommen lassen.“

„Nie! Er hat nie einen Menschen geschädigt an Ehre oder Gut,“ sagte Elisabeth, „er hat aber auch nie freudig und aus eigenem Antrieb geholfen, nie ein Opfer gebracht, nie sich selbst vergessen um eines andern willen. Er hat keinen Sinn für die Großmut und keinen für das Schöne, außer“ — wie ein Blitz schoß ein schalkhaft heiterer Ausdruck über ihr Gesicht, — „außer, wenn es ihm etwa in Gestalt eines alten Schrankes begegnet oder eines Sporns, den ein Ritter, vielleicht bei der Plünderung eines reisenden Kaufmanns, vor vierhundert Jahren verloren hat.“

„Aber Elisabeth!“ sprach Bernhard, der nun hinter ihr stand und seine Hand auf die Lehne ihres Sessels gelegt hatte.

„Ich weiß, ich sollte so nicht sprechen,“ entgegnete sie, „doch geschieht es ja heute zum erstenmal, und wäre auch heute nicht geschehen, wenn es sich nicht darum handelte, dieses Kind vor dem Schicksal zu bewahren, das mir bereitet worden ist.“

Die gute Mama war in höchster Bestürzung und völlig verwirrt. „Du treibst alles auf die Spitze,“ klagte sie; „du beschuldigst deine Eltern, du sprichst ungehörig von deinem Manne!“

Elisabeth nickte zustimmend: „So tue ich! Aber ich habe meiner Schwester versprochen, ihr beizustehen in ihrem schweren Kampf zwischen dem kindlichen Gehorsam, den sie Euch gern beweisen möchte, und ihrem Widerwillen gegen den Grafen.“

„Widerwillen,“ murmelte Papa, „lächerlich!“

„Ich halte Wort, ich sage ihr vor Euch: gib nicht nach! Du bist meine rechte Schwester, du würdest, in die selben Verhältnisse versetzt wie ich, ebenso elend werden wie ich,“ sprach Elisabeth, immer mit ihrer furchtbaren Ruhe, und Papa rief ihr zu: „Elend, — was das für ein Ausdruck ist!“

Sie darauf: „Wüßte ich doch einen stärkeren, daß ich ihn gebrauchen könnte! Keiner ist stark genug für die Erniedrigung, in einer Nullität

seine höchste Instanz anzuerkennen — anerkennen zu sollen, versteht sich —, und was für eine Heuchelei das ist, sich scheinbar zu beugen vor einem kleineren, als man sich selber fühlt . . .“

„Hochmut! Hochmut!“ seufzte Mama. Sie hatte die Arbeit sinken lassen, war schrecklich blaß, und in meiner Seele empfand ich es, wie sehr sie litt, als Elisabeth diesen Ausruf nur mit einem leisen Aufwerfen der Lippen beantwortete und eiskalt fortfuhr:

„Und wie man dabei innerlich verkommt, wie man sich verachtet, aber nur, um gleich wieder in schuldiger Demut unterzukriechen unter das ‚geheiligte‘ Joch! Das versteht sich immer von selbst! . . . Wer macht denn einen Skandal? Wer läuft davon? Wer wirft sich ins Wasser? So etwas tun ja nur die ordinären Leute, die keine Religion haben, oder die weidlichen Abkömmlinge von Gevatter Schneider und Handschuhmacher, die keine Courage haben und nichts aushalten können. Unseres ist

fromm, ist stark, hat Heldenblut in den Adern, unfereins desertiert nicht von seinem Posten! Darum, Paula, überleg's, eh du dich hinstellen lässest; es ist ein verteufelt heikler Posten . . .“

Sie wandte sich zu unsern Eltern.

„Lieber Vater, liebe Mutter, — wenn Ihr dem Kinde sagt: tu's, weil du eine schöne Stellung in der Welt haben, weil du in schönen Schlössern wohnen, ein großes Haus führen und herrliche Equipagen haben wirst, so mögt Ihr nach Eurer Ansicht wohl recht haben; aber sagt ihm nicht: tu's, weil du glücklich werden wirst. Das dürft Ihr dem Kinde nicht sagen, — das, glaubt mir, wäre eine Vermessenheit.“

Wer diese Worte nicht gehört hat, kann sich nicht vorstellen, welchen Eindruck sie machten, als Elisabeth sie sprach, ohne die Stimme zu erheben, ohne sie mit der geringsten Gebärde zu begleiten. Langsam und leise quollen sie hervor, wie Blutstropfen aus einer tiefen

Wunde, und indem ich zuhörte, erwachte in mir die Sehnsucht, es möchte doch etwas auf Erden geben, etwas ganz Ungeheures und fast Unmögliches, das ich vollbringen könnte für meine Schwester.

Mama war wie versteinert, und Papa hatte die Arme auf seine Kniee gelegt und sah auf seine verschränkten Finger herab. Seine Stirn war voll Falten, und zum erstenmal kam mir der Gedanke, daß er doch schon ein alter Mann sei. Bernhard unterbrach die Stille: „Liebe Eltern, ich bitte Euch, wenn die Sachen so sind, wäre ich dafür . . . Ihr versteht mich schon . . .“

Ach, eine wahre Wohltat für uns alle, die herzliche Art, in der er das vorbrachte! Papa erhob den Kopf und dankte dem guten Bernhard mit einem Nicken der Zustimmung. Dann blickte er Mama fragend an: „Was meinst du?“

Sie wollte antworten und konnte nicht; sie seufzte nur: „Mein Gott, mein Gott!“

„Was meinst du?“ wiederholte Papa.
„Meinst du nicht auch . . .“

„Ich weiß es nicht,“ brachte sie mühsam heraus. „Es ist sehr schwer . . .“

„Nichts ist schwer, alles ganz einfach,“ versetzte Bernhard. „Ihr sagt dem Grafen: Unsere Tochter fühlt sich geschmeichelt und so weiter, aber sie kann sich noch nicht entschließen, zu heiraten; sie wünscht noch bei uns zu bleiben. Punktum!“

Es folgte eine lange, peinliche Pause. Papa machte ihr ein Ende, indem er sprach: „Ja, wenn sie durchaus bei uns bleiben will . . .“

Zögernd fügte Mama hinzu: „Paula ist freilich noch sehr jung!“

„Viel zu jung!“ rief ich; dieses Auskunfts- mittel war mir noch gar nicht eingefallen. „O, meine geliebtesten Eltern!“ . . . Ich wollte auf sie zustürzen; aber Mama winkte Elisabeth zu sich heran, und meine Schwester stand auf und trat vor sie hin.

„Du hast uns heute weh getan, Elisabeth,“

sagte Papa, aber er reichte ihr die Hand. Sie küßte sie nicht. Wie muß es in ihr ausgesehen haben in diesem Augenblick! Der beste Papa hatte ihr voll Veröhnung die Hand gereicht, und Elisabeth hatte sie ihm nicht geküßt.



In dem Moment ließ der Graf sich anmelden, und auf dem Fuße folgte ihm mein Schwager, der seine Frau zu einer Spazierfahrt abzuholen kam. Beide Herren befanden sich in übler Laune, weil allerlei Reitzzeug, das sie, ich weiß nicht woher, bestellt hatten, nicht nach ihrem Geschmack ausgefallen war. Bernhard bedauerte sie recht ironisch, aber sie nahmen es für puren Ernst.

Als Elisabeth und ihr Mann das Zimmer verließen, lief ich ihnen nach, und draußen, im Salon, warf ich mich an die Brust meiner Schwester und dankte ihr und kümmerte mich nicht um die Mißbilligung, mit der mein Schwager uns betrachtete. „Was sind das

wieder für Exaltationen und Geschichten?“ fragte er.

Bernhard, der meinem Beispiel gefolgt war und sich auch davon gemacht hatte, gab ihm zur Antwort: „Ja, mein Lieber, wenn du erst hören wirst, was diese Person“ — er zwinkerte mir zu — „für Mucken hat! Denke dir, diese Person will den Toldt nicht. Ein so amüsanter Mann, ein so nobler Mann, ein so hübscher Mann, und — sie will ihn nicht!“

Mein Schwager hielt das gewiß nur für einen schlechten Spaß, entgegnete aber doch: „Da seid ja Ihr da, um ihr den Kopf zurecht zu setzen.“ Er wandte sich zum Gehen und Elisabeth mit ihm. Wir sahen ihr nach, wie sie so gleichmütig an seiner Seite dahinschritt — die arme Frau.

„Mir hat schon lange vor dem gegruselt, was herauskommen wird, wenn die uns einmal reinen Wein einschenkt über ihr häusliches Glück,“ sprach Bernhard.

„Auch mir hat schon lange gebangt,“ erwiderte ich und konnte meine Tränen nicht mehr zurückhalten. „Ich habe mich nur gewundert, daß sie niemals klagt.“

„Darüber hast du dich nicht zu wundern!“ rief er. „So etwas ist kein Konversationsstoff; von so etwas spricht eine anständige Frau, wenn's sein muß, einmal und nicht wieder. Merk dir das zur Beachtung ihr gegenüber.“ Freundlich klopfte er mir auf die Wange: „Der da drinnen kriegt jetzt seinen Abschied. Bist zufrieden, Kleine?“

Ich wollte ihm danken für seine Güte gegen mich; er erlaubte es nicht, sondern sagte ungeduldig: „Ich bitte dich um Gotteswillen, sei nur nicht fad!“

Meine Eltern sprachen nicht wieder vom Grafen mit mir, und daß ich von ihm nicht sprach, ist natürlich.

Vor einigen Tagen, in der Soirée, nach der ich den Entschluß gefaßt habe, meine Memoiren zu schreiben, war auch seine Mutter

erschieden und behandelte mich mit großer Freundlichkeit. Dieser Edelmut ergriff und beschämte mich, und ich brauchte viel Selbstüberwindung, um die Gräfin nicht inständigst zu bitten, mir zu verzeihen und mir wohlwollend gesinnt zu bleiben. Doch wäre das vielleicht taktlos gewesen.

Als sie sich abwandte, kicherte Pierre Coucy, der so böshast ist, hinter ihr her und sagte: „Sie ist heute mehr Crème, denn je, — aber saure!“

„Kein Wunder,“ meinte sein Bruder und sah mich verstohlen an, indeß er Elisabeth fragte: „Wissen Sie schon? Der Lord ist zu Schiff nach — Böhmen.“

„Nein,“ versetzte Pierre, „zu Luftballon, in einem Korb.“

Ich war betroffen über diesen schlechten Witz; Elisabeth jedoch sprach mit ihrer herrlichen Gelassenheit: „Sie dichten — nun ist's heraus! Im Verdacht, daß Sie insgeheim fabulieren, habe ich Sie längst gehabt.“

„Mit Unrecht! Ich bin mehr als ein Fabulist, ich bin ein Seher.“

„Was man auch sein muß, um eine Sphinx, wie den guten Tolbt, zu durchschauen.“

Sie fuhren fort, abgedroschene Späße zu machen, und da hat mir der Graf leid getan, der diese Couchs für seine Freunde hält. Sie müssen auch gegen andere Leute geschwätzt haben, denn als Baron Schwarzburg sich bei mir empfahl, — es geschah mittelst einer stummen Verbeugung — stand es ihm auf der Stirn geschrieben und lachte es ihm aus den Augen, wie er so von ganzem Herzen dem Grafen eine glückliche Reise wünschte.

* * *

Bei uns ist es jetzt merkwürdig und nicht gerade sehr angenehm. Meine Duphot grollt zum erstenmal im Leben mit mir — in ihrer sanften Weise, versteht sich, und ebenso sehr zu ihrer eigenen Bönitz, als zu der meinen. Mein vielgeliebter Papa ist verstimmt

und sagt überaus oft zu mir: „Do whatever you like.“ Und die Worte, über die ich sonst gejubelt habe, machen mich jetzt traurig. Ich fürchte immer, aus ihnen herauszuhören: „An unsern Wünschen liegt dir ja nichts.“

Mama scheint auch verstimmt; sie bringt noch mehr Zeit in der Kirche zu als sonst. Gewiß betet sie dort für Elisabeth, und sie hat auch mir aufgetragen, Gott täglich zu bitten, er möge das Herz meiner armen Schwester wandeln und in ihr die gebührende und pflichtgemäße Liebe zu ihrem Manne erwecken. So bete ich denn, muß aber aufrichtig gestehen, ich weiß nicht, ob der Allmächtige sich gerade in dem Punkte etwas dreinreden läßt. Die Liebe, die wahre, die einen solchen Feuereifer für alles Gute in uns entflammt und sich nur mit heißer Andacht vergleichen läßt, die schickt unser Herrgott, wenn er sie überhaupt schicken will, von allem Anfang an. Eine armselige, nachträglich zusammengebettelte Liebe, wen soll die beglücken?

Am 25 Mai.

Gestern habe ich diese Blätter überlesen und mich gefragt, ob ich da auch wirklich Memoiren schreibe? Memoiren handeln von interessanten Menschen, und ich spreche immer nur von mir; sie handeln von interessanten Zeiten, und ich spreche von unserer Zeit gar nicht, die ja sehr interessant ist. „Eine eminent politische Zeit!“ hörte ich neulich einen alten Herrn sagen. Nun beschränkt sich aber meine ganze Meinung in der Politik auf eine entschiedene Vorliebe für die Statthalterei; die Gelegenheit, von ihr zu sprechen, ist mir stets willkommen, bietet sich auch oft, weil Papa dort seine Angelegenheit betreibt. Er will eine seiner Gemeinden hindern, gegen bessere Einsicht und eigenen Nutzen, den Wald auszuroden. Bisher klagte er oft über die Energielosigkeit der Behörde; auf einmal haben seine Klagen aufgehört. Ich hätte schon längst gern gewußt, warum, habe aber nicht gewagt, mich zu erkundigen, eben wegen des Zusammenhangs unserer ländlichen Übelstände mit

der Statthalterei. Heute bei Tisch endlich fasse ich Mut und frage: „Was ist's denn mit dem Gemeindewald, Papa? Wird er ausgerodet?“

„Wird nicht ausgerodet.“

„So hast du es glücklich durchgesetzt? Das ist geſcheit!“

„Papa hat es durchgesetzt, weil er sich endlich an den rechten Mann gewendet hat,“ fiel Bernhard ein und ließ sich nicht hindern, fortzufahren, obwohl Papa abwinkte, „an den Mann des Rechts, der doch einmal nicht Unrecht gehabt hat, zu behaupten: das Recht muß siegen.“

Mama und Madame Duphot haben immerfort versucht, den Übergang zu einem andern Thema zu finden, und immerfort ist Bernhard auf das seine zurückgekommen und hat nicht nachgelassen, bis es ihm gelungen ist, dem guten Papa das Geständnis abzuwingen, daß Baron Schwarzburg ein Mann von Talent ist und von sehr bravem Charakter.

Nachmittags wurde beschlossen, daß wir

in acht Tagen aufs Land fahren. Elisabeth kommt zu langem Aufenthalt zu uns — ohne ihren Mann. Der hat eine neue Besitzung in der Marmaros gekauft und baut dort ein Jagdschloß. Meine Schwester ist eine andre Person seit der Abreise ihres Mannes, viel lebhafter, viel lustiger, ordentlich übermütig und den Eltern gegenüber zärtlich und voll Aufmerksamkeiten. Mit mir treibt sie es oft wie mit einem Baby. „Wenn du doch ein wirkliches Baby hättest!“ sagte ich zu ihr.

Da rief sie: „Schweig! Es ist mein größtes Glück, daß mir der Himmel keines schenkt! Ich könnte es ebensowenig lieb haben wie...“

Sie ließ das weitere unausgesprochen; ich aber verstand sie gar wohl und hatte mit ihr ein unendlich tiefes Mitleid.

Wenn ich sie so aufatmen sehe in ihrer Freiheit, erinnere ich mich immer jener schönen Esche bei uns daheim im Walde. Ein furchtbarer Sturm hatte geraft und den jungen Baum derart niedergedrückt, daß sein Wipfel sich im

Geäst einer zaufigen krummen Kiefer verfang, die viel kleiner war als er. Und nun konnte die Eiche nicht mehr loskommen. Ihr junger Stamm war gekrümmt wie ein Bogen; ihre zarten Zweige, die gewohnt gewesen waren, nur den Himmel über sich zu haben, sich zu regen und zu strecken, wie es ihnen gefiel, hingen weß und freudlos und zur Erde gezerzt in den dünnen Krallen des Bedrängers. Zum Glück kamen wir vorbei, mein Vater und ich. Er ließ die Kiefer abhauen. Die Eiche war befreit, welche Seligkeit! Der elastische Baum richtete sich sogleich wieder auf; wonnig bebten seine Zweige, jedes einzelne Blatt erhob ein Freudengeflatter, und der schlanke Wipfel grüßte seinen Nachbarn und Gefährten, grüßte den Himmel, der ihm, wie zur Erwidernng, einen mild leuchtenden Sonnenstrahl zusandte.

Die Eiche ist für immer gerettet, meine arme Schwester muß zurück in die Gefangenschaft, wenn der Sommer vorbei ist. Sie

läßt sich durch diesen Gedanken die Freude nicht stören, die Tapfere! Sie sagt, man genießt das Gute, so lange man's hat. Das sind die vom Schicksal Verzärtelten, die für ein Glück nicht danken, weil es nur ein vorübergehendes ist. Aröjus hat keine ruhige Stunde, wenn er nicht darauf zählen kann, daß er bis an sein Ende in Reichthum schwelgen wird; der Bettler läßt sich den Appetit an dem Brot, das du ihm schenkst, nicht verderben durch die Furcht vor dem morgigen Hunger.

Ich muß sie immer mehr bewundern und bedauern und mein Loos im Vergleich zu dem ihren immer mehr preisen. Wie gnädig ist Gott gegen mich! Die selige Freiheit, die meiner Schwester nur für kurze Zeit gegönnt ist, ich werde sie beständig genießen und außerdem noch die große, stille Wonne, recht von Herzen an ihn denken zu dürfen, der mir so unaussprechlich teuer ist. Obwohl von ihm getrennt, werde ich wandeln, wie unter seinen Augen, und bei all meinem Tun und Lassen mich

fragen: wäre ihm das recht, dem „rechten Mann“, dem „Mann des Rechts“?



Merkwürdige Dinge müssen im Werk sein. Es finden geheimnisvolle Zusammenkünfte im kleinen Salon statt, lange Besprechungen in Pappas Schreibzimmer. Konfusion herrscht in allen Ecken. Mama hat die letzten Soirées, die bei uns noch stattfinden sollten, abjagen lassen. Dennoch erschien nach einigen Tagen Baron Schwarzburg und war sehr verwundert, uns allein zu finden; er hatte keine Abjage erhalten. Ich bemerkte, wie Papa und Bernhard, als er eintrat, einen raschen Blick wechselten, und dann nicht ganz ohne Besorgnis zu Mama hinüberguckten. Sie verhielt sich kühl, bei weitem aber nicht so kühl, wie meine Duphot. Die hat gegen Schwarzburg eine unbegreifliche Antipathie und vertraute mir schon mehrmals unter allen Symptomen des Abscheus, daß sie ihn für einen „esprit fort“ hält.

Er blieb eine Stunde, und mir war das Glück, ihn zu sehen und sprechen zu hören, sehr getrübt durch die Furcht, die ich immer hatte: jetzt wird er aufstehen und sich empfehlen, und ich werde ihn nicht mehr sehen, nicht mehr hören, jahrelang vielleicht, — wer weiß? — vielleicht nie mehr! . . . Eine namenlose Überraschung war es für mich, als ihm Papa beim Abschied die Hand schüttelte und sagte: „Auf Wiedersehen also, noch einmal vor Ihrer Abreise“

Da konnte ich mir nicht helfen, — ich stürzte auf Papa zu und küßte ihm die Hand. Er sah mich streng an und brummte:

„Was hast du? Ich glaube, du bist wieder einmal närrisch.“

Am 30. Mai.

Ich will aufschreiben, was ich erlebt habe, — wenn ich kann, wenn meine Hand nicht zu sehr zittert, wenn mir die Gedanken nicht zu arg durcheinander schwirren. Ich war schon

ruhig den ganzen Abend, habe unbefangen von gleichgültigen Dingen gesprochen, — warum jetzt wieder diese peinliche Bangigkeit? Es ist mir freilich vorgekommen, als ob meine Eltern und meine Geschwister die verkehrten Antworten, die ich ihnen anfangs gab, absichtlich unbemerkt gelassen hätten . . . Täuschte ich mich? Sie machten alle so wichtige Mienen, und mir flogen die wunderlichsten Vermutungen durch den Kopf. Aber das war nachträglich und, was sich vorher begeben hatte, folgendes:

Heute nachmittag befand ich mich allein im großen Salon und wartete auf die Rückkehr Mamas und Madame Duphots aus der Kirche. Da geht die Thür auf, und ohne daß er gemeldet worden, tritt Baron Schwarzburg ins Zimmer und sagt: „Ich komme, mich zu verabschieden, Gräfin; ich reise morgen.“

Und ich, in meiner Überraschung, bringe nichts andres heraus als: „Die Mama ist nicht zu Hause.“

„Ich weiß es,“ antwortete er.

„Sie wird wohl gleich kommen,“ sagte ich. Darauf verneigte er sich schweigend.

Bei seinem Erscheinen war ich aufgestanden und wußte nicht, ob ich ihn bitten dürfe, Platz zu nehmen, und ihn dastehen zu lassen, war doch zu unhöflich. Das gab ein unangenehmes Dilemma, und der schöne Moment unseres ersten Alleinseins war recht peinlich. Er ging ans Fenster und sah eine Weile aufmerksam auf die Straße hinunter. Dann wandte er sich wieder zu mir. Er hielt seinen Hut in einer Hand und seine Handschuhe in der andern und klopfte mit den Handschuhen auf den Rand des Hutes. Um nur etwas zu sagen, bemerkte ich: „Es ist heute recht staubig draußen.“

Ein sehr liebes Lächeln spielte um seinen Mund. „Ach, nein,“ sprach er, „es hat ja geregnet.“

Nun entstand abermals eine Pause, und es dauerte lange, bis der Baron ihr ein Ende machte und begann: „Sie wissen, daß ich sehr gern nach Bosnien gehe.“

Ich erwiderte: „Ich weiß es und weiß auch warum, — weil Sie dort eine große Aufgabe zu erfüllen haben.“

„In dem kleinen Bereich meiner Stellung,“ beeilte er sich zu berichtigen. „Und eben die Kleinheit dieses Bereichs läßt die Aufgabe groß erscheinen. Jedenfalls wird es lange dauern, ehe sie bewältigt werden kann, und früher will ich an die Heimkehr nicht einmal denken.“

„Aber einen Urlaub werden Sie doch hier und da nehmen?“

„Das gewiß!“

„Und uns besuchen?“

„O, — natürlich!“

„Das wird viele Menschen freuen, besonders mich.“

Diese so selbstverständlichen Worte machten auf ihn einen unglaublich starken Eindruck. Er wiederholte gerührt und warm: „Besonders Sie? Besonders Sie?“ schien noch etwas hinzufügen zu wollen, tat einen Schritt auf mich zu, besann sich aber, hielt inne und warf

nur plötzlich und heftig seine Handschuhe in seinen Hut, den er auf das Fensterbrett gestellt hatte.

Nun faßte ich mir ein Herz und sagte: „Setzen Sie sich doch, Baron Schwarzburg.“

Er folgte meiner Einladung, und wir setzten uns einander gegenüber, auf die zwei kleinen Fauteuils vor dem Blumentisch, in der Nähe der offenstehenden Balkontür.

„Wie schwer und schwül ist diese Stadtluft!“ rief er, und ich meinte, auf dem Lande würde es jetzt wohl bei weitem angenehmer sein, und in Bosnien auch.

„O, — bei weitem! Und Sie gehen ebenso gern aufs Land, wie ich nach Bosnien gehe?“

Ich bejahte es; er verlangte eine Beschreibung meines Lebens in Trostburg, und ich gab ihm genaue Rechenschaft meiner Tages-einteilung. Er dankte mir herzlich dafür; es sei prächtig, zu wissen, wo seine Gedanken mich zu jeder Stunde zu suchen hätten, im Wald, im

Garten, in meinem Zimmer oder in der Bibliothek, in die Lektüre eines schönen Buches vertieft . . . „Und meine Gedanken werden Sie oft suchen,“ schloß er.

„Darauf zähl ich,“ war meine Antwort.

„Werden auch Sie an mich denken?“ fragte er und sah mir fest in die Augen.

Ebenso fest sah ich ihn an und sagte: „Immer.“

Da ergriff er meine Hand und hielt sie in der feinen, ängstlich, fast wie ein Kleinod: „Das sollen Sie ja nicht tun! Auch an seinen besten Freund, und ich bin der Ihre, denkt man nicht immer. Er muß sich glücklich preisen, wenn Sie sich seiner manchmal wohlwollend erinnern.“

Diese Genügsamkeit befremdete mich, mißfiel mir, und ich hatte den Mut, es auszusprechen. Wie von ganzem Herzen lieb er mir ist — sagte ich mir — muß er ja wissen, und wenn ich so kühn bin, an seine Neigung für mich zu glauben, kann er doch von der

meinen für ihn überzeugt sein. So blieb ich denn dabei: was mich beträfe, würde ich immer an ihn denken und darin mein höchstes Glück finden. Daß ich mich verheiraten solle, verlangten meine guten Eltern von mir nicht mehr; mit der Gefahr sei es vorbei einmal. Ich bliebe bei ihnen, würde sie lieben und pflegen, so lange sie leben, und dereinst, wenn ich sie nicht mehr habe, ihr Andenken ehren, ihre guten Werke fortsetzen und das Dasein einer alten Jungfer führen, einer ehrsamem und glücklichen, vielleicht sogar einer hilfreichen und nützlichen.

Geduldig hörte er mir zu und entgegnete: „Gut, gut. Sie haben mich von allem unterrichtet, von Ihrer Tagesordnung zuerst und jetzt von Ihren Zukunftsplänen. Gut, gut; so wollen wir es halten. Sie eine freiwillige und zufriedene alte Jungfer, ich“ — er zuckte die Achseln — „durch die Nothwendigkeit gezwungen, ein alter Junggeselle.“

„Durch die Nothwendigkeit?“

„Ja!“ rief er. „Wo fände ich eine Frau, die sich herbeiließe, die harte Existenz zu teilen, die ich ihr, vorläufig wenigstens, anzubieten habe?“

„Ach, deswegen! Die harte Existenz, das ist doch kein Hindernis?“

„Und was sonst?“

„Der Wunsch der Eltern.“

„Da stehen wir auf dem alten Fleck. Dieser Wunsch entspringt der Erkenntnis: die Töchter, die wir erzogen haben, dürfen eine schlechte Partie nicht machen. Sie würden durch eine schlechte Partie höchst unglücklich und elend; sie kämen sich gesunken vor und gar nicht mehr anständig.“

Er ereiferte sich immer mehr und sagte in der Heftigkeit Dinge, die nicht ganz logisch waren. Er spottete über die Vorurteile der großen Welt und zwang sich doch mit peinlicher Selbstüberwindung, zu versichern, der Brauch habe diese Vorurteile geheiligt, und wer dem

Kreife angehöre, in dem sie gelten, tue gut, sie zu ehren.

„Dann tun also Sie nicht gut,“ wandte ich ein.

„Ich, ach Gott, ich! Sprechen wir nicht von mir! Ich bin ja, wie Sie von jedem hören können, ein Narr. Ich tue nicht gut, freilich nicht, und tue nicht gut aus Überzeugung, und deswegen bin ich ja eben ein Narr. Aber doch nicht Narr genug, Gräfin, nicht Narr genug, um einem Wesen, das ich liebe, zuzumuten,“ — er preßte meine Hand, daß ich Mühe hatte, nicht aufzuschreien, — „meinem Beispiel zu folgen und mich zu begleiten auf meinem einsamen Wege.“

Er biß die Zähne zusammen, seine Augen rollten, seine gewohnte Selbstbeherrschung verließ ihn, er sah entsetzlich aufgereggt aus, und ich würde mich gefürchtet haben, wenn ich ihn nicht so lieb gehabt hätte; aber weil ich ihn so lieb habe, tat er mir nur ungeheuer leid, und ich sagte: „Ich weiß Eine, der Sie das gar

nicht zuzumuten brauchten, die es gern von selbst täte, wenn sie nur dürfte!“

Statt ihn zu beschwichtigen, brachten meine Worte ihn nur noch mehr auf.

„Heil dieser Törrin, daß sie nicht darf! Es ist ihr Glück; sie ahnt nicht, was sie unternähme, wie auch ich es unbewußt unternahm, und den Namen nicht kannte, der mir zukommt, und den ich erst erfuhr, als der Hohn der andern mich taufte: ‚Idealist‘. Sei du es nur! sagen die Klugen. Vergeude deine Kraft im erfolglosesten Kampfe! . . . Ringe dich los von allen, die deinesgleichen, deine Genossen, deine Brüder waren, und deren Widersacher du geworden bist, deren Interessen du bestreitest, deren Überzeugungen du verleugnest, und — an denen du doch mit allen Fibern deines Herzens hängst!“

Er schwieg nun. Auch ich vermochte nicht zu sprechen. Desto lauter jedoch, desto deutlicher rief es in mir: Törrin? Ja! weil du meintest, es sei genug, ihm aus der Ferne zu

folgen. Bei ihm mußt du stehen, da ist dein Platz! Alle meine andern Pflichten erschienen mir plötzlich als die geringeren, meine Angst vor meinem geliebten Vater kindisch . . . Ich glaube, daß ich dann, wenn auch leise, doch nachdrücklich gesagt habe:

„Wäre es nicht besser, wenn man in einem solchen Kampf einen Gefährten an seiner Seite hätte?“

„Einen Gefährten?“

„Der ebenso gesinnt ist, wie man selbst, es nur nicht ebenso offen eingesteht, oder bisher eingestanden hat, weil er sich nicht getraute, sich noch nicht selbst ganz klar gewesen ist . . .“

Ich stockte, ich wagte nicht, ihn anzusehen; aber ich wußte, daß seine Augen auf mir ruhten, und er fragte sehr sanft und sehr liebevoll: „Ist er sich denn jetzt auch wirklich völlig klar geworden?“

„Ja, er weiß jetzt, daß er das selbe ist, wie Sie, — ein Idealist.“

„Zeichen und Wunder!“ sagte er mit, ach, so gütigem Scherz und vergeblich unterdrücktem Jubel. „Soll mir der wirklich begegnen, ein Idealist in Ihrem Kreise? Heutzutage! . . . Es ist unmöglich!“

„Nehmen Sie's doch an.“

„Soll ich? Darf ich? . . . Würde der Idealist, den Sie meinen, es aushalten bei mir unbekanntem und obskurem Manne?“

„Natürlich, und ich wünsche es sogar von Herzen, daß Sie unbekannt bleiben und obskur, damit ich Ihnen um so mehr beweisen kann . . .“

Ich kam nicht weiter, denn jauchzend unterbrach er mich: „Sie! Sie! . . . Sie sind also der treue, hingebende Gefährte? Sie wollen es sein, und mir wäre beschieden, was das höchste Glück ist, — in dem Weibe seiner Seele den Gefinnungsgenossen zu finden, den Vertrauten aller Gedanken, den Berater im Zweifel, im Schmerz den süßesten Tröster und im Gelingen den innigsten Teilnehmer? Das alles wollen Sie mir sein? Alles, — trotz allen?“

„Es wird wohl nicht trotz allen sein müssen,“ antwortete ich, verwirrt durch das leidenschaftliche Entzücken, mit dem er mich an sich zog, — „ich werde meinen guten Vater bitten . . .“

Da schrie er auf: „Ihr Vater!“ und sprang empor und griff sich an die Stirn wie ein Verzweifelter. Und ich, zu meiner größten Überraschung, sah, daß Papa und Bernhard dastanden. „Nun,“ sagte Papa, „Wort gehalten?“

„Fragen Sie mich nicht! Fragen Sie mich nicht!“ rief Schwarzburg ganz außer sich.

Bernhard lachte laut und rief: „Hast du ihr den Baron Schwarzburg nicht ausgerebet? Das freut mich!“

„Mich nicht,“ versetzte Papa, „aber ich habe es so erwartet; ich bin kein Idealist, ich kenne die Menschen.“

Bernhard pläzte wieder heraus: „Wenn er wirklich ein solcher Don Quixote gewesen wäre, daß er . . .“

„Gib Ruh!“ befahl Papa, doch Bernhard

rief: „Ich hätte meine Hand von ihm abgezogen.“

Ein Diener kam und meldete, daß Mama die Herren erwarte. Diese folgten sogleich dem Rufe, und mich schickte Papa auf mein Zimmer.

Epilog.

Teurer Leser, wenn du mir bis hierher gefolgt bist, hab Dank für deine Treue. Wir nehmen nun Abschied. Die Memoiren, die zu schreiben ich mich vermaß, sind ohnehin in ein Tagebuch ausgeartet, und jetzt wird das Tagebuch sich in eine Korrespondenz verwandeln, deren Inhalt das ewige Geheimnis zweier Menschen bleiben muß.

Willst du wissen, wie das gekommen ist, so höre mich noch einmal freundlich an.

Schrecklich lange haben sie mich neulich allein gelassen. Es war dunkel geworden, und eine Stille herrschte, wie im Grabe. Sogar der unermülichste Sänger unter meinen Vögeln war verstummt und schloß zusammengedrückt



auf seinem Sprießlein. Beneidenswert fand ich den Frieden des winzigen Geschöpfes . . .

Endlich näherten Schritte sich der Thür, die kleinen Schritte meiner Duphot. Sie trat ein, sagte traurig und vorwurfsvoll: „Ah, ma chère!“ und hieß mich, ihr zu meinen Eltern folgen. Ein Herzklopfen, wie das, mit dem ich gehorchte, sollte es nicht geben in der guten und schönen Welt — es ist zu schlimm, zu arg . . .

Bei meinen Eltern befanden sich meine Geschwister und Schwarzburg. Er stand auf, als ich kam, und auch ich blieb stehen. Papa nahm augenblicklich das Wort:

„Paula, deine Mutter und ich wollen uns nicht zum zweitenmal vorwerfen lassen, daß uns das Glück eines Kindes . . .“

Mama warf ein: „Oder das, was es dafür hält.“

„Nicht so wichtig ist,“ fuhr Papa fort, „wie es guten Eltern sein soll. Darum haben wir dem Baron Schwarzburg erlaubt, vor

seiner Abreise mit dir zu sprechen. Es ist geschehen . . .“

„Anderß, als wir erwartet hatten,“ bemerkte Mama.

„Und wie ich höre, habt Ihr Euch geeinigt in der Idee . . .“

„Oder der Einbildung,“ meinte Mama.

„Daß Ihr für einander geschaffen seid,“ sprach Papa, und ich sagte:

„Ja.“

„Ja,“ wiederholte Schwarzburg tief bewegt.

„Also, — wenn also zwei Menschen wirklich für einander geschaffen sind — kommt übrigens selten vor — da ist nichts zu machen. Aber erweisen muß es sich, und der Beweis braucht Zeit. Die Dauer ist der Beweis, also wartet.“

„Wir werden warten,“ sagte Schwarzburg, und Papa sagte:

„Zwei Jahre.“

Mir schwindelte; ich konnte mein Glück

nicht fassen. So hieß es denn nicht, wie ich zitternd und bebend mit Bestimmtheit erwartet hatte: „Tu's, aber auf unsere Einwilligung verzichte!“

„Nur zwei Jahre?“ fragte ich.

„Keinen Tag weniger,“ versetzte Mama.

Und ich: „Das ist gar nichts! Zehn Jahre warten wir mit Freuden, wenn Ihr es befiehlt, beste Eltern . . . Wir sind selig und wünschen nichts mehr, als nur hoffen zu dürfen . . .“

„Sprich für dich!“ fiel mir Bernhard ins Wort.

Schwarzburg machte auf einmal ein sehr erschrockenes Gesicht, und ich fragte ihn: „Finden Sie nicht auch? Warten, auf einander warten, — ist das nicht himmlisch?“

„Je kürzer, um so himmlischer,“ entgegnete er.

Elisabeth war auf mich gekommen und hatte mich in ihre Arme geschlossen: „Seht, wie klug, wie vorsichtig! Zwei Jahre der

Prüfung sind ihr zu wenig, sie will zehn. O, die weiß es: Sterben ist nichts, aber Heiraten ist gewagt!“

„Scherzen Sie nicht, Gräfin, ich bitte Sie,“ sprach Schwarzburg; „zwei Jahre, keinen Tag weniger, aber auch keinen mehr.“ Seine Stimme schwankte, aus seinen Augen jedoch blitzte eine kühne und unerschütterliche Entschlossenheit. „Es ist ausgemacht und muß dabei bleiben. Vor wenigen Stunden noch,“ wandte er sich zu mir, „hätte ich das Glück, das ich jetzt erfahre, unerreichbar genannt. Aber ich habe es erfahren, es ist mein, und ich halte daran fest, wie ich gewohnt bin, festzuhalten an meinen hohen Gütern, und Sie, Paula, Sie sind mir das höchste und zugleich, ich weiß es, das sicherste.“

Er reichte mir die Hand: „In zwei Jahren, — aber dann fürs Leben!“

„Jetzt schon fürs Leben . . .“ Mehr vermochte ich nicht zu sagen.

Er nahm Abschied von allen. Wie herzlich

war dabei Elisabeth mit ihm . . . O, meine Schwester, dir kann ich nicht genug danken!

Nachdem die Thür sich hinter ihm geschlossen hatte, fiel das Bewußtsein der Trennung mir bleischwer aufs Herz . . . So war er fort, und wir hatten uns kaum, eigentlich gar nicht Lebewohl gesagt. Eine namenlose Sehnsucht ergriff mich, ich kämpfte mit den Tränen, die mich ersticken wollten. Niemand sprach. Plötzlich lachte Bernhard: „Da geht er jetzt, der Mensch, und hat nicht einmal einen Hut.“

Sogleich fiel mir ein, wo der stehen geblieben war, und ich lief in den Salon, um ihn zu holen. Und in den Salon kamen sie mir nach, Schwarzburg und Papa, und wie es geschah, weiß ich nicht, aber im nächsten Augenblick lag ich an der Brust meines Verlobten, und er küßte mich innig und zärtlich. Papa stand neben uns, nicht mehr der strenge Papa von vorhin, der milde, nachsichtsvolle von je und immer. Ich brauchte nur in sein liebes Gesicht zu sehen, um mein ganzes grenzenloses

Vertrauen wiederzugewinnen und ihm mit dem Mut dieses Vertrauens zuzurufen:

„Papa, darf ich ihm schreiben?“

„Und ich ihr?“ fragte Schwarzburg.

Papa zögerte. „Warum? Zu was . . . Schaut —“

Er seufzte, hielt inne, sah uns gerührt an, und sagte dann mit dem vollen Tone seiner unendlichen Güte das alte, hochgepriesene:

„Well, do whatever you like.“



WACHSBERG
1875

Inhalt.



	Seite
Komtesse Mushi	5
Komtesse Paula	49



VERIFICAT
2017

Pfeifersche Hofbuchdruckerei Stephan Gelbel & Co. in Altenburg.